

Familien-Bibliothek.

Ausgewählte Erzählungen und Geschichtsbilder.



N^o 7.

Die Nonne von Säckingen

Eine Dorfgeschichte aus Mumpf

Das Dorf
Der wild gewordene Dorfbach
Das Findelkind

Von

F. K. Stodier.

Mit Illustrationen.



Einsiedeln, New-York und Cincinnati 1871.

Druck und Verlag von

Gebr. Karl und Nikolaus Benziger.

Die Nonne von Säckingen

Eine Dorfgeschichte aus Mumpf

Das Dorf
Der wild gewordene Dorfbach
Das Findelkind

Von

F. K. Stodier.

Mit Illustrationen.



Copyright:

BSB Bayerische
Staatsbibliothek

Münchener Digitalisierungszentrum
Digitale Bibliothek

Herausgegeben 2014 durch
Dorfmuseum „Alter Dreschschopf“ Mumpf

Die Nonne von Säckingen.

Eine Dorfgeschichte von F. A. Stocker.



Das Dorf

Schön ist das freundliche kleine Fischerdorf Mumpf im Aargau gelegen. Zwischen den nördlichen Abdachungen des Jura und den dunkeln Fluthen des hier schon ziemlich breiten Rheinstroms lehnt es seine Häuser bald an die sanften Hügel, welche die Ausläufer des Jura bilden, bald baut es sie fest an die äußersten Ränder des Ufers. Buchen-, Tannen- und Laubholzwälder bilden den grünen Rahmen um das vor lästigen Winden geschützte, ein trauliches Stillleben führende Dorf. Die äußerst liebliche Lage des Ortes mag neben der Nähe der Salinen von Rheinfelden und Aargau nächste Ursache gewesen sein, daß hier sich zwei Soolbadanstalten erhoben, geeignet, solchen Badegästen den Erfolg einer Soolbadkur zu sichern, welche einen ruhigen, stillen Landaufenthalt dem geräuschvollen Leben größerer Badeorte vorziehen.

Besucher von Mumpf weilen gerne, wenn sie eine Tour auf die etwas steil ansteigende „Mumpferfluh“ nicht wagen wollen, auf der zwischen dieser Bergspitze und dem sogenannten „Kriesiberg“ ruhenden, vom Dorfbache bespülten Anhöhe „Kopf.“ Hier bietet sich eine Aussicht, wie man sie bei solch' geringer Steigung kaum schöner denken kann. Den Blick nach dem Rheine gefehrt, liegt hinter uns dunkles Waldesgrün, rechts ein liebliches Thälchen, durch das der Mühlbach im rothen Sandstein fließt, drüber hinweg die „Fluh“, links der bewaldete Berg, zu Füßen die klappernde Mühle und, an sie anschließend, dehnt sich das Dorf in leichter Abdachung gegen den Rhein hin aus, der in einem großen Bogen sich dem Auge darbietet. Da wo der Dorfbach sich in den Rhein ergießt, steht die Kirche mit ihrem reinlichen, sorgfältig gepflegten, und mit hohen Schutzmauern umgebenen Kirchhof, einerseits von den schäumenden Wassern des Wildbaches bespült und durch eine Brücke mit dem Dorfe verbunden, anderseits den nahen Wellen des Rheines trotzig eine starke Mauerfront bietend, im Uebrigen mit dem Dorfe durch eine Seitenporte, die auf die Straße geht, Verbindung pflegend. Die Landstraße zieht sich längs der dem Rheine zugewandten Häuserreihe durch das Dorf hin und windet sich durch grüne Saaten und Matten in der Richtung nach Zürich und Basel, ein staubbedeckter, weißer Faden des Verkehrs.

Lassen wir den Blick über die bläulichgrünen Fluthen des Rheines in das Gebiet des badischen Landes streifen, so bietet sich dem Auge vorerst die bunte Häusergruppe der Fabrikstadt Säckingen, aus der stolz die dunkelgrünen Molassethürme des Fridolinstiftes hervorragen; die schlanken Schloten der Fabriken vermögen nicht an die respectable Höhe dieser ehrwürdigen Kirchthürme hinanzureichen; im Abendlichte der Sonne glänzen die hundert und hundert Fensterscheiben der Fabrikgebäude wie ein glitzernder Diamantschmuck, und von der dunkeln

Rheingasse hebt sich hell und freundlich das weiße Schloß mit seinen Thürmen ab, das Viktor Scheffel in seinem „Trompeter von Säckingen“ so anmuthig besingt. Ein scharfes Auge schaut sodann über die langgestreckte hölzerne Rheinbrücke hinweg in blauer Ferne die verwetterten Granitthürme der alten Waldstadt Laufenburg und wie ein lichter Nebelstreif am Horizont liegt Waldshut dem Auge kaum erkennbar. Uns näher gelegen breitet sich längs des Laufes des Rheines ein Kranz von dunkeln Tannenwäldern aus, zwischen hinein liebliche Thäler sich schmiegen und winden, von forellenreichen Waldbächen befruchtet. Nahe an den steilen oft spärlich bewaldeten Ufern des Rheines fährt der behende Wagenzug der Eisenbahn vorbei und eilt mit bewegten Schwingen durch die üppigen Fluren, die sich am Fuße der Vorberge des Schwarzwaldes ausdehnen. Da und dort ist in den Obstgärten ein braunes Dorf erkennbar, da und dort schauen einzelne Gehöfte aus grünen Baumgruppen hervor: wir haben eine der lieblichsten Landschaften des Frickthals vor uns.

Steigt man vom „Kopf“ in's Dorf herunter, und wendet seine Schritte nach der Kirche oder zur Rheinfähre, so tritt Einem der freundliche Gasthof zur „Sonne“ einladend entgegen. An dieses Haus knüpft sich eine historische Erinnerung. Hier ward im Jahre 1822 die berühmte französische Schauspielerin Felix Rachel geboren. (Zweiflern dieser Thatsache gegenüber kann ich mit altmännigen Beweisen entgegenen.) Lange hindurch hieß das Zimmer, in welchem die jüdische Familie damals bei ihrer Durchreise wohnte, das „Judenzimmer.“

Der wild gewordene Dorfbach

Es war vor wenigen Jahren, als ich bei Anlaß einer Beerdigung eines im Lande allgemein bekannten und beliebten Mannes Mumpf besuchte. Unser alte Kaplan, der in Mumpf vor etwa 50 Jahren gelebt

hatte, wünschte, daß ich ihn in meinem Fuhrwerk mit nach Mumpf nehmen möchte. Schon auf dem Wege sprach er mir viel von seinem Aufenthalte in dem genannten Orte.

„Mumpf,“ sagte er, „ist mir immer ein lieber Aufenthaltsort gewesen. Ich war in den Jahren 1817 und 1818 dort Kaplan und obschon damals eine schwere Zeit über das Land hereinkam, knüpfen sich doch manche angenehmen Erinnerungen an jene Zeit. Die freundliche Lage des Dorfes, die Nähe der Städte Säckingen und Rheinfelden, eine Anzahl mir wohlbefreundeter und wirklich in Liebe zugethaner Kollegen, mannigfache Beziehungen zu den Freiherren von Schönau-Wehr, machten mir den Pfarrsitz, der damals noch nicht in der schönen Amtswohnung bestand, wie sie jetzt so heimelig über den Rhein in's Badische hinüberschaut, gleichwohl zu einem der schönsten im ganzen Frickthal.“

Als wir Beide Abends von der Leichenfeier weg wieder nach Hause fuhren und der gute alte Herr spürte, daß er bei der Leichenmahlzeit etwas zu stark dem feinen Markgräfer zugesprochen hatte, wurde er schweigsam. Ich mußte ihn ordentlich wache halten, damit er in der Kutsche nicht einschlief. Als er wieder etwas munter ward, sagte er in einem mir sonderlichen ernststen Tone:

„Wie ich heute bei der Beerdigung von der „Sonne“ hinweg über die Brücke auf den Kirchhof schritt, sind mir alte, längst vergangene Geschichten wieder in's Gedächtniß zurückgekommen. Jedesmal, wenn ich nach Mumpf komme, erinnert mich diese Kirchhofbrücke an eine einst hier überstandene Todesgefahr.“

„Eine Todesgefahr? Wie kam das?“

„Es sind nun bald fünfzig Jahre her, seit ich in Mumpf pastorirte. Der Sommer 1817 war naß und kalt; es regnete beständig, auf ein schlechtes Jahr durfte man sich gefaßt machen. Durch den beständigen Regen wuchsen die Halmfrüchte auf dem Felde aus, die Ernte

war total zernichtet; Bäche und Flüsse schwellen so stark an, daß sie an vielen Orten Brücken und Stege, ja selbst Häuser wegrißen.“

„Am Morgen des 5. Juli — der Tag ist mir noch so gut im Gedächtniß, wie wenn es gestern gewesen wäre — hatte ich eben meine Frühmesse gelesen und schritt meiner Wohnung zu. Es hatte in der Nacht vorher fürchterlich geregnet, es regnete selbst am Morgen noch. Außer dem Sigrift und mir waren nur einige wenige Personen in der Kirche und hatten dieselbe bereits verlassen, als ich auf den Kirchhof hinaustrat. Wie ich über die Brücke gehe, sehe ich einen Augenblick in die Fluthen des Dorfbaches hinab, der schäumend und tosend unter meinen Füßen rauscht, werfe noch einen Blick auf den Rhein, den ich noch nie in solcher Höhe gesehen hatte. Längst hatte der alte Fährmann aus seinem Häuschen, das in die Kirchhofmauer eingebaut ist, flüchten müssen, denn die Wellen des Rheines tosten längst um die Kirchhofmauer und verwüsteten den Garten des Sonnenwirthes. Wie ich sah, wie die Fluth so an der Kirchhofmauer leckte und sie zu untergraben suchte, da faßte mich ein Grausen; ich sah den Kirchhof, die Kirche selbst in großer Gefahr. Schleunige Hilfe schien hier dringend Noth zu thun; mein Gedanke war daher, sofort zum Gemeindeammann zu gehen und ihm hievon Anzeige zu machen. Kaum hatte ich die Ecke des Sonnenwirthshauses erreicht, als es hinter mir knisterte und ächzte und krachte und mit einem fürchterlichen Getöse, das noch das Rauschen des Wildbaches überbrüllte, stürzte die steinerne Brücke hinunter in die Fluth. Hoch auf spritzten die Wogen und hüllten mich in einen Sprühregen, der mir, wie ich zum Tode erschrocken dastand, die Besinnung wieder gab. Gott dankend für die Errettung aus der Todesgefahr eilte ich von dem Schauplatze weg, zu dem nun das ganze Dorf zuströmte, gleichzeitig um Maßregeln zum Schutze des

bedrohten Kirchhofes zu treffen. Den gleichen Tag vernahm man, daß bei dem seit 1726 und 1764 nie mehr so hoch gewesenem Wasserstand die längst baufällige Rheinbrücke zu Kaiserstuhl ebenfalls zusammengestürzt sei. Noch durch einen andern Moment ist mir der Tag, an dem ich so augenscheinlich der Todesgefahr entrann, in steter und lebendiger Erinnerung geblieben. Die Wasserfluth hatte es nicht bei dem Einsturze der Brücke bewenden lassen. Die gegen den Kirchhof anprellenden und sich zerschlagenden Rheinfluthen hatten die Kirchhofmauer vollständig untergraben und zerfressen, so daß das Mauerwerk zerfiel. Särge, Gerippe, Schädel wurden hervor- und fortgeschwemmt; erst kürzlich begrabene Leichen kamen in zerschellten und zerwühlten Särgen zum Vorschein; es war ein entsetzlicher Anblick! Als nach einigen Tagen sich die Wasser verlaufen hatten, fand man in der Kirchhofmauer einen Grabstein bloßgelegt, von dessen Existenz ich bis damals keine Kenntniß hatte. Es war eine einfache Sandsteinplatte, die zur Zeit der Aufstellung ohne Zweifel in die Mauer eingegraben worden war und mit der Zeit vermooste und unkenntlich wurde. Bei einer Renovation der Mauer wurde sie sehr wahrscheinlich mit Mörtel überzogen, den nun die Wasserfluthen entfernt und den Stein reingewaschen hatten. In altmodischer Schrift eines etwas ungeschickten Steinhauers trat folgende Inschrift hervor:

Hier ruhet in Gott
die sterbliche Hülle der tugend samen
Jungfrau Maria Theresia D — ,
Novizin der Franziskanerinnen zu
Säckingen. Gestorben im Alter von 18
Jahren den 21 Mai 1780. R. I. P.

Daß hier eine Franziskanerin beerdigt worden, während die Nonnen in Säckingen ihren eigenen Kirchhof hatten, schien mir auffallend. Ich hielt Nachfrage im

Orte. Niemand wollte das Mädchen gekannt haben und doch waren erst 37 Jahre seit dessen Tode verflossen. Alte Leute wiesen mich an den Schmied, der ein Nachbar des Kirchhofes, sich vielleicht noch der alten Sache erinnern könne. Man hatte mich an den rechten Mann gewiesen. Er hatte das Haus, in dem er wohnte, in den achtziger Jahren vom Vater der Nonne selbst übernommen und mit ihm auch die Geschichte kennen gelernt, die sich an dasselbe knüpft.“

So weit unser alte Kaplan. Aus seiner Erzählung will ich nun versuchen, eine annähernd vollständige Geschichte der „Nonne von Säckingen“ oder der „Klosterfrau“, wie man sie im Dorfe gemeinhin hieß, zu geben.

Das Findelkind

Vor hundert Jahren war der Waaren- und Fremdenverkehr auf der großen Basel-Züricher-Landstraße, die ein gut Theil der alten Römer-Landstraße zwischen Augusta Rauracorum und Windonissa bildet und auf steinigem, fast unfahrbarem Riesbette das Frickthal durchzog, noch nicht so bedeutend wie im dritten und vierten Dezennium unseres Jahrhunderts. Immerhin sah man hie und da eine große, schwerbepackte „englische“ Kutsche den Weg befahren und vor den damals noch wenig komfortablen Wirthshäusern Halt machen. Unter diesen letztern erfreute sich beständig eines guten Rufes das Gasthaus zur „Sonne“ in Mumpf. Fremde, seltsam gebaute Wagen und Kutschen waren daher vor diesem Hause nicht selten zu sehen.

Es war in einer schönen Julinacht des Jahres 1762, als vor diesem Gasthaus eine große, verschlossene Kutsche mit drei Pferden bespannt, angefahren kam. Im Dorf war schon Alles zu Bette gegangen, nur in der Wirthsstube zur Sonne brannte ein einsam Talglicht, das eben zu verschwinden drohte, als der Bediente, der neben dem

Kutscher saß, vom Sitze herabsprang und an die Hausthüre klopfte.

Noch bevor die schlaftrunkenen Wirthsleute, der langsame Hausknecht herbeieilten, waren aus dem Wagen zwei Personen ausgestiegen, ein Herr und eine Dame, und hatten den Wagen sorgfältig wieder geschlossen. Ins Haus geleitet, begehrtten sie statt im „Herren-Zimmer“, auf eigenem Zimmer zu speisen. Während der Kutscher mit Hilfe des Hausknechtes die Pferde ausspannte und in den Stall stellte, stieg der Mann, der bei dem Kutscher gefessen, wieder auf den Kutschenbock und antwortete, als der Knecht ihm bemerkte, ob der „Herr Bediente“ sich nicht in die Stube verfügen wollte, nur mit einem verneinenden Kopfschütteln. Das war geheimnißvoll, doch dachte der Knecht: die Leute mögen viel Geld bei sich haben und da sei es begreiflich, wenn Jemand bei der Kutsche Wache halte. Es erregte in ihm deßhalb auch kein besonderes Erstaunen mehr, als während nach einer halben Stunde der „Herr Bediente“ in's Gasthaus trat und im Zimmer der Herrschaft zum Nachtessen ging, draußen der Kutscher den Dienst des Wachhaltens übernahm. Er dachte bloß, die Engländer, denn für solche hielt er die Fremden, sind doch kuriose Leute: statt den Wagen in die Remise stellen zu lassen und den Schlüssel zur Hand zu nehmen, lassen sie ihn vor dem Gasthause bewachen. „Nun meinetwegen,“ brummte er halblaut vor sich hin, „mag das schon leiden, wenn nur ein gut Trinkgeld abfällt.“ „Ist ein Hufschmied in der Nähe?“ fragte der Kutscher den Hausknecht. „Mein Vorderpferd hat ein Eisen verloren und das soll wieder in Ordnung sein, bevor wir verreisen.“

„Ganz in der Nähe wohnt der Schmied, Kutscher, ein recht tüchtiger Arbeiter. Ich werde ihn sofort wecken.“

Der Schmiedmeister war in einer Viertelstunde bei der Hand und die Arbeit ging rasch von Statten. Auch

der „Herr“ war in den Stall gekommen, um sich zu erkundigen, ob das Pferd keinen Schaden gelitten.

Den Wirthsleuten erschien es auffallend, daß der fremde Herr sich um die Dorfbewohner erkundigte, wie man hier zu Lande lebe, was die Beschäftigung, der tägliche Verdienst der Leute sei; auch um Sitten, Gebräuche, um das geistige, religiöse und Gemüthsleben erkundigte er sich.

„Der Schmied des Dorfes,“ sagte er, „der meinem Pferd ein Eisen aufgeschlagen hat, scheint ein ganz verständiger Mann zu sein, wie ich es noch selten auf meinen Reisen bei Handwerkern angetroffen habe.“

„Gewiß, das ist er,“ antwortete die freundliche Wirthin, „und seine Frau ist die beste und sorgfältigste Hausfrau weit und breit. Schade, daß sie keine Kinder haben.“

Ueber das Gesicht des Fremden fuhr plötzlich ein sonderbarer Schein.

„Keine Kinder?“ fragte er nachdenklich. — Bald aber leitete er das Gespräch auf einen andern Gegenstand über, fragte nach der Wirthszeche und bezahlte reichlich und blank. Er habe einen weiten Weg noch vor sich und werde deshalb schon vor Tagesanbruch verreisen.

Bevor der Morgen graute, stand sein Reisewagen angespannt. Der Herr und die Dame stiegen ein, ohne daß die Wirthsleute einen Blick in das Innere des Wagens werfen konnten. Der Bediente saß schon längst auf seinem Sitz, die Pferde zogen auf die leise Handbewegung des Kutschers an und vorwärts ging's in raschem Trab, so gut es die Straße von 1762 gestattete.

Eine Stunde, nachdem die Kutsche abgefahren war, wurde es endlich auch rege im Dorf. Längst schon zwitscherten die Vögel in Baum und Strauch und die Sonne machte bedeutende Anstrengungen ihr graues Morgengewand hinter die Berge hinunterfallen zu lassen. Da und dort im Dorfe wurde ein Fensterladen aufgeschlagen und die Leute guckten zu den Fenstern hinaus

nach dem Wetter und kalkulirten schon zum Voraus, was heute mit dem prachtvollen Sommertag anzufangen sei. Auch der Hufschmied war Einer der Ersten, der aufgestanden war, um nach seiner Gewohnheit früh an's Tagewerk zu gehen. Heute war es freilich etwas später geworden, denn man hatte ihm die Nachtruhe gestört und er verwunderte sich selbst höchlich, als er die Fensterladen öffnete und an der gegenüber stehenden Thurmuhr ersah, daß es bald vier Uhr schlagen werde. Wie er dann hinunterkam in die Schmiede und die quergebroschene Thüre öffnete und auf die Schmiedbrücke hinaustrat, da lag hart vor der Thüre in einem Körbchen und in feine, weiße Tücher eingewickelt, ein schlafendes Kind.

„Ei, ei! der Tag fängt gut an,“ dachte der Schmied, indem er den kleinen Schläfer betrachtete. „Ein ganz kleiner, niedlicher Wiegenkram! Welche verdammte Hexe von Rabenmutter hat mir diese Morgengabe dahin gesetzt?“

Und ohne das Körbchen nur zu berühren, lief er schnell in's Haus und in das obere Stockwerk zu dem Schlafgemach seiner Frau, die sich gerade mit dem Ankleiden beschäftigte. „Frau, Frau!“ rief er in aller Hast, „komme hinunter und schau! Du hast schon lange gejammert, daß wir keine Kinder haben; dein Wunsch ist nun auf einmal erfüllt worden, so daß wir für dies Jahr den Storch nicht bestellen dürfen.“ Und damit trollte er wieder die Stiege hinunter in die Schmiede und vor das Haus. Hurtig warf auch die Schmiedin, die im Dorfe nur die schöne Anna hieß, ein Tuch um und eilte ebenfalls hinunter.

„Ach das herzige Kind!“ rief sie verwundert aus und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, raffte das Körbchen schnell auf und eilte damit ihrem Wohngemache zu.

„Halt, halt!“ rief der Schmied, den wir Jörg taufen

wollen, seiner Frau nach, die schon zur Hälfte die Treppe mit ihrem Findling erstiegen hatte und sich auf diesen Ruf umkehrte: „glaubst Du, daß wir den Findling behalten wollen?“

„Ja, was denn?“ fragte unwillig seine Frau. „Wir selbst haben keine Kinder, so müssen wir froh sein, wenn uns Gott welche sendet!“

„Ja, wenn's nur nicht von einer liederlichen Dirne ausgefetzt worden ist,“ warf der Schmied unruhig ein.



Das Findelkind.

„Gott behüte, sieh' mal das prächtige Zeug da, die feine Wäsche und dann das herzige Gesichtchen,“ sagte die hocheufreute Frau Anna, küßte den armen Wurm und stieg nun ganz die Treppe hinan, ohne auf das fernere Brummen ihres Ehegatten zu achten, der sich zum Nachbar Weit hinüber begab, um ihm von dem Funde ebenfalls Kenntniß zu geben; denn, dachte er, ohne Zeugen nehmen wir das Kind nicht in's Haus. Nachbar Weit hatte auch so eben ausgeschlafen und schaute

in den prachtvollen Morgen hinein. Weit war noch mehr über den Fund verwundert als der Schmied, rief seine Frau noch herbei und die drei begaben sich nun in des Schmieds Stube, wo Anna bereits beschäftigt war, das Körbchen aufzulösen und das Kind seiner Hülle zu entledigen. Bald hatte sie aus dem Tuchzeug ein prächtiges, gesundes Mädchen herausgepackt, das nun plötzlich durch die Arbeit aufgeschreckt, die man mit ihm vornahm, erwachte und, welche gute Vorbedeutung! meinte Weits Frau, statt nach Kinder Sitte zu schreien, zu lächeln begann.

Während die beiden Frauen sich mit dem Kinde abgaben, suchten die Männer nach irgend etwas Handschriftlichem, denn man mußte doch wissen, ob das Kind schon getauft sei und wie und was und woher. Zu Füßen lag ein mehrfach gefalteter Zettel nebst einer Geldrolle.

Der Schmied griff sofort nach dem Zettel, da er lesen konnte; Weit aber, der sich dieser Wissenschaft nicht rühmte, kannte dagegen das Geld. Er brauchte zwar lange Zeit, bis er wußte, daß 150 Gulden in der Rolle lagen.

„Dieses Kind,“ las Schmiedjörg laut und mit feierlicher Stimme vor, „dieses Kind soll auf den Namen *M a r i a T h e r e s i a* getauft werden; es stammt von vornehmen deutschen Eltern ab, die es, sobald es ihre Verhältnisse gestatten, zurückverlangen werden. Die Summe von hundert Gulden ist als jährliches Unterhaltungsgeld bestimmt, 50 Gulden für die Kosten des Taufaktes. Jedes Jahr am heutigen Tage werden 100 Gulden vom Verwalter des Damenstiftes Säckingen ausbezahlt werden. Die Eltern empfehlen liebevolle, sorgsame Behandlung, christkatholische Erziehung und stellen hiefür reichliche Belohnung in Aussicht.“

Eine Unterschrift war nicht dabei.

„Bei Gott!“ rief der Schmied und gab seiner Frau die Hand, „das soll geschehen, so wahr ich der Schmied-

jörg bin. Du Nachbar Veit und deine Frau seid Zeugen dieses Gelöbnisses!“

„An mir wird's nicht fehlen“, bestätigte Anna.

„Glaub's gern, Nachbarin“, sagte der Veit, und auch der Jörg wird dem Kinde ein guter Vater sein.“

„Gewiß; auch wenn kein Geld dabei gelegen hätte“, betheuerte der Schmiedmeister. „So einen armen Wurm kann man nicht umkommen lassen. Wer weiß, warum die Eltern das Kind haben aussetzen müssen?“

„Schmied, Du bist ein wahrer Glücksvogel. Da liegen 150 Gulden in guten, klingenden Silberstücken. Dir setzt sich der Storch nicht klappernd auf's Dach, aber mit klingenden Thalern vor die Thüre. Heidentraut! Ich hätte den Fant noch zu meinen Kindern genommen, es wäre dann gerade das halbe Duzend voll geworden.“

In einer Stunde wußte durch Veits und seiner Frau Vermittlung das ganze Dorf das wichtige Ereigniß. Daß man die Kindesaussetzung mit dem Uebernachten der geheimnißvollen Herrschaft in Verbindung brachte, läßt sich denken.

„Nicht umsonst“, sagte die Sonnenwirthin, „hat der Herr beim Nachtesen nach rechtschaffenen Leuten im Orte umgefragt und als man ihm des Schmied's Haus anrühmte, wußte er genug und schwieg.“

„Der Bediente, der nie vom Rutschenbock heruntergewollt, hat das Kind hingelegt“, sagte der Hausknecht, „ich wollte schwören darauf.“

„Möglich ist, daß im Wagen drinnen die Wöchnerin gefessen hat“, meinte der Sonnenwirth, „ich wollte ein paar Mal hineinschauen, kam aber nicht dazu.“

„Wie immer“, ergänzte seine Frau. „Du kommst nie zu etwas! Mußttest Du die Nase auch noch hineinstecken?“

So sprach man über das Ereigniß und erging sich in Vermuthungen, bis ein neuer Gegenstand die Neugierde der Dorfbewohner fesselte.

*

*

*

Zehn Jahre waren verflossen seit den Ereignissen, welche ich so eben erzählte, als der Schmiedjörg am Jahrestage der Kindesaussetzung und der Aufnahme der kleinen Maria Theresia sich auf den Weg machte, in dem eine halbe Stunde entfernten Landstädtchen Säckingen beim Stiftsverwalter die jährliche Pension von hundert Gulden zu holen.

„Diesmal kommt Ihr um einen Tag zu früh,“ sagte der Verwalter, „weder Geld noch irgend eine Meldung ist angekommen. Hoffentlich wird es heute anlangen und werde ich Euch morgen ausbezahlen.“

Aber den folgenden Tag war wieder nichts da; eine Woche lang ging der Schmiedjörg täglich in die Stadt und kam täglich heim, ohne Geld noch Bericht. Das machte ihn mißmuthig, denn er hatte sicher auf das Eingehen der Summe gerechnet. Im Verlaufe der Jahre war er, durch das Geld verlockt, etwas geizig geworden und hatte viel von der frühern jovialen Gesinnungsart abgestreift. Die täglichen Gänge in die Stadt, die oft mit stundelangem Warten verbunden waren, führten den Schmied in's Wirthshaus. Hier fand er bald Gesellschaft und hier bildete sich eine neue Seite des Schmiedjörg's aus, die man noch nie an ihm bemerkt hatte: er trank. Der Mißmuth, daß ihm das jährliche Unterhaltungsgeld, das sonst regelmäßig auf den Tag eintraf, wie er dachte, von nun an für immer verloren gehen sollte, machte ihn untwirsch und mürrisch, ließ ihn zu Hause öfter die „Sonne“ oder ein anderes Gasthaus aufsuchen, wo er seine üble Laune mit der Weinlaune vertauschte.

Das hinderte indessen nicht, daß die kleine Maria Theresia wie ein Röschen aufblühte und an Schönheit, Verstand und guten Sitten alle Kinder des Dorfes übertraf. Je mehr der Pflegevater das Kind zu vernachlässigen begann, desto inniger schloß sich die Pflegemutter an das Kind an und erzog es, wie wenn es ihr

eigenes gewesen wäre. Wohlweislich hatten ihm die Eltern seine Herkunft verschwiegen und auch die Leute im Dorfe waren so klug, nichts darüber verlauten zu lassen. So betrachtete es sich als Kind des Hauses, obschon der Pflegevater, den es unendlich liebte, sich manchmal, seit die Pension ausgeblieben, mißlieblich ausgesprochen hatte: das Kind koste täglich mehr, könne nicht zum Arbeiten verwendet werden, weil es zu fein gebaut und zu zart sei. Das waren nun für Anna unliebame Worte, trugen aber nur desto mehr dazu bei, das zärtliche Band zwischen Mutter und Tochter inniger zu knüpfen. So ging es bei drei Jahren. Während dieser Zeit war die Pension beständig ausgeblieben, ein anderer Geist aber bei dem Schmiedjörg eingezo-gen, der Geist der Trunkenheit und Unzufriedenheit, gepaart mit dem Mangel an Arbeitslust, dem auch Mangel im Haushalte auf dem Fuße nachfolgte.

Die Samstage namentlich schloß der Jörg die Schmiede bei Zeiten. Wer dann zu ihm wollte, mußte ihn im Wirthshaus auffuchen.

So war es eines Abends im März 1775. Anna und ihre Tochter warteten die Rückkehr des Vaters aus dem Wirthshause ab. Anna hatte nicht die üble Gewohnheit vieler Frauen, den Mann beim Weinglase selbst aufzusuchen und ihn unter vielen Scheltworten heimzuholen, wodurch gewöhnlich der angetrunkene Ehemann den beabsichtigten Effect durch das Festhalten seiner eigenen Willensäußerung: „jetzt bleibe ich erst recht fest da!“ zu Schanden macht. Sie wartete geduldig ab, bis es dem Manne selbst gefiel, heimzukommen. Heute war er aber gar spät. Der Zeiger der alten Schwarzwälderuhr neigte gegen Mitternacht, längst war Alles im Dorfe zur Ruhe gegangen, nur in der Stube der Schmiedsfrau sah man noch Licht. Dicke Vorhänge von rothem Wollenzeug ließen den rothen Schein der Oellampe auf die Straße fallen. Ein breiter, schwerer

Tisch von Eichenholz, ein schwarzbraunes Büffet, einige zierlich geschnitzte Stühle und ein Backtrog, der neben dem großen Kachelofen stand, bildeten das Geräthe der Stube. Im Hintergrunde stand in einem Alkoven ein großes Himmelbett mit rothen Vorhängen und weißen Fransen.

Beim flackernden Delleichte saß Anna am Tische und strickte. Obschon die Schmiedsfrau erst 35 Jahre zählte, schienen doch die verwelkten Züge, die Magerkeit des Gesichtes und einige Furchen der Stirne auf ein Alter von fünfundvierzig Jahren zu deuten. Die Jahre zählen doppelt, wenn das Herz leidet. Anna war einst sehr schön gewesen, Kummer und angestrengte Arbeit hatten die Reinheit der Linien ihres anmuthigen Gesichtes verwischt, ohne jedoch ganz die Spuren einstiger Schönheit vertilgen zu können. Seit die unglücklichen hundert Gulden ausgeblieben, waren die schönen Zeiten ihres Eheglückes vorbei. Der Jörg hatte nur noch Gedanken für das Wirthshaus, nicht mehr für sie. Ihre ganze Liebe und Zärtlichkeit übertrug sie deshalb auf das Kind, das mit ihr unter dem Drucke dieser Zustände litt. Möchte Jörg auch noch so unwirsch und polternd sich geberden, möchte er sie auch mit Schmähworten überhäufen, sie konnte ihn doch nicht hassen, war er doch einstens der einzige Gedanke ihrer Liebe gewesen. Leuchtete dann wieder ein Tag der Zufriedenheit über sein Angesicht, suchte er in der Arbeit wieder das Glück des Lebens zu gewinnen, dann war auch für Anna ein solcher Tag ein Fest und sie glaubte die alte Zeit mit ihrer Liebe wiederkehren zu sehen. Was hätte sie nicht gegeben, um ihn wieder zu seiner Pflicht zurückzuführen? Aber leider kannte sie ihre Ohnmacht, sie bat Gott und erflehte den Augenblick, wo Jörg, in sich selbst gekehrt, den ehemaligen Herzensfrieden wieder erlangen würde.

Manchmal horchte Anna auf, während sie arbeitete, ob sie nicht die Tritte ihres Mannes hören könne; aber

entweder war es der Nachtwächter, der die Straße auf- und abging, oder es war das Rauschen des Baches oder das Pfeifen des Windes, der sich an den festen Mauern des Kirchturmes brach. Da glitt eine lange zurückgehaltene Thräne über ihre Wange und fiel brennend auf ihre Hand. Langsam erhob sie die Augen und ihr trüber Blick fiel auf die Tochter, die einige Schritte von ihr auf einem Stühlchen saß und ebenfalls zu stricken versuchte.

„Kind,“ sagte sie, „es ist schon spät, geh' schlafen. Du wirst müde sein?“

Therese, wie sie gewöhnlich genannt wurde, erhob sich, nahm das Schemelchen und setzte sich zu Füßen der Mutter. Dann sagte sie, indem sie bittend zur Mutter aufschaute: „Ich habe keinen Schlaf, Mütterchen. Auch ist es noch nicht so spät, wie Du glaubst und ich bin so froh, bei Dir bleiben zu können?“

„Du willst bei mir bleiben?“

„Gewiß, wenn es Dir recht ist!“

Und die glückliche Frau vergaß einen Augenblick ihr Leiden, ihre Unruhe und drückte fieberhaft die Pflegetochter an ihr Herz.

In diesem Augenblicke schlug die Kirchenuhr an; ihr antwortete im finstern Winkel der Stube die Wanduhr. Anna horchte ängstlich. Der Hammer schlug 12 Streiche. Nun konnte sie ihre Unruhe nicht mehr be- meistern; ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Mein Gott! schon Mitternacht und mein Mann ist noch nicht zurück!“

„Ist der Vater nach Säckingen gegangen?“ fragte das Kind mit schüchterner Stimme.

„Wahrscheinlich, Schätzchen; sonst wäre er schon längst da.“

„Vielleicht hat ihn auch das schlechte Wetter aufgehalten. Horch! wie es draußen windet und regnet!“ sagte das Kind und öffnete das Fenster.

Nun wurden langsame und unsichere Schritte hörbar.

„Das ist der Vater!“ rief die Kleine.

„Endlich! Ja er ist's, geh' jetzt in's Bett und lasse mich allein.“

„Mutter, seit acht Tagen hat er mich nicht mehr geküßt. Und dann will ich ihn um das Geld bitten, das Du für mich nothwendig hast!“

„Er wird nicht auf Dich hören, Therese, er wird Dich tadeln, daß Du noch so spät bist; geh' es ist besser so!“ sagte die besorgte Mutter.

Anna hatte kaum ausgesprochen, als sich ungestüm und rasch die Thüre öffnete und der Schmied eintrat. Er blieb einen Augenblick bei der Thüre stehen, und schaute verwundert um sich, wie Einer, der den Ort zu erkennen sucht, wo er sich befindet. Endlich bewegte er sich mit ausgestreckten Händen und schwankenden Beinen gegen den Tisch, wo sich Anna befand. Diese betrachtete ihn schweigend und zitternd und mit einem Ausdrucke des innigsten Mitleids. Das Kind dagegen hatte sich erschrocken und eingeschüchtert in den dunkelsten Winkel des Gemaches zurückgezogen.

„So, so! Man ist hier noch nicht zu-Bette gegangen?“ begann der Schmied in rauhem Tone.

„Ich habe auf Dich gewartet, Georg!“ antwortete Anna.

„Man braucht hier nicht auf mich zu warten,“ gurgelte der Betrunkene, „ich kann heimkommen, wann ich will. Oder nicht? Bin ich der Meister hier, oder wer?“

„Ich mache Dir keine Vorwürfe Georg und Du hast Unrecht, Dich so in Eifer zu versetzen, namentlich wenn ich Dir durch das Warten noch bewiesen habe, wie lieb Du mir noch immer bist.“

„Schwage mir nicht von den alten Geschichten, Frau!“

„Und Du glaubst also, mit gebrochenem Herzen, mit tiefverletzter Seele soll ich die Kraft haben, Dir ein lachend Angesicht zu zeigen? Georg, kannst Du, willst Du das von mir verlangen?“

„Aha! jetzt kommen die Klagen und Lamentationen; da ist die „schöne Anna“, wie man Dir sagt, in ihrem Element. Nur zugemacht! Ich höre!“

„Die „schöne Anna“ dürfte bald einen andern Namen tragen,“ sagte die Frau tiefbetrübt.

„Und der heißt, he?“

„Anna, die Unglückliche!“ — Unfähig sich länger halten zu können, bedeckte sie mit beiden Händen ihr Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Da stürzte die kleine Maria Theresia aus ihrem Winkelchen hervor und warf sich der Mutter in die Arme.

„So, die Therese ist auch noch da?“ fragte der Schmied. Und dann mit gehobener Stimme sagte er: „Therese, komm' zu mir.“ Das Kind kam und blieb gesenkten Blickes vor dem Pflegevater stehen, der sich unterdessen auf einen Stuhl gesetzt hatte.

„Warum bist Du nicht schon in's Bette gegangen?“ fragte er.

„Ich wollte Dich noch vorher sehen, Vater.“

„So, so? Ich bin sicher, die Mutter hat Dir gesagt, bei ihr zu bleiben.“

„Nein, Vater, Du irrst Dich,“ sagte treuherzig das Kind.

„Gewiß, ich weiß das und weiß warum!“ entgegnete der Schmied, indem er seiner Frau einen drohenden Blick zuwarf.

„Ja, selbst wenn es auch so wäre?“ rief Anna aufgebracht. „Ist es mir nicht erlaubt, meine Tochter mir zur Seite zu haben?“

„Um ihr einzuprägen, mich zu hassen,“ entgegnete ihr Mann, „um ihr deine eingebildeten Kummernisse zu klagen, gelt? Therese, sieh' mich an, antworte mir: was hat Dir die Mutter gesagt? Daß ich ein brutaler Mensch, ein Trunkenbold, ein schlechter Vater sei, daß ich sie unglücklich mache? Das soll mich übrigens nicht

wundern," wandte er sich zu seiner Frau, „daß ist der Grundgedanke deiner Lamentationen!"

„O mein Vater, wo denkst Du hin?" sagte die Kleine im Tone des gerechten Vorwurfses.

„Georg, wagst Du es, in Gegenwart deiner Tochter so zu sprechen?"

„Ich — ich sage, was ich will, ich habe das Recht dazu," erwiderte er trotzig.

„Gut! Da meine Worte Dir nicht gefallen, Georg, so schweige ich. Komm Therese," sagte die schwer beleidigte Frau, nahm das Kind bei der Hand und wollte es hinwegführen. Da erhob sich der Schmied und riß das Mädchen heftig an sich.

„Da soll das Kind bleiben, bei mir!" sagte er und fiel schwerfällig auf seinen Stuhl zurück.

Das Mädchen schaute mit fragendem Blicke auf seine Mutter, die indessen zitternd und unbeweglich da stand, jedoch jeden Augenblick bereit, ihr Kind gegen ihren Gatten zu vertheidigen.

Dieser schien inzwischen wieder ruhig geworden zu sein. „Was wolltest Du mir sagen, Kind?" fragte er und zog das Mädchen ganz zu sich heran.

„Du weißt, lieber Vater, daß ich in acht Tagen das erste Mal zur heil. Kommunion gehe?"

„Ja. Und dann?"

„Ich sollte dazu ein weißes Kleid haben, Väterchen."

„Ein weißes Kleid?"

„Ja und einen weißen Schleier und einen Blumenfranz."

„Sonst nichts mehr?" fragte er spöttisch.

„Die Mutter sollte dazu Geld haben und Du möchtest so freundlich sein, ich bitte Dich darum, es ihr zu geben."

„So geht's dahin aus, das Lied?"

„Gelt Georg, Du gibst es mir?" schmeichelte bit tend Anna.

„Geld? Wo sollte ich Geld haben, Geld hernehmen?“

„Ach das kostet nicht so unerschwinglich viel!“ entgegnete die besorgte Mutter.

„Gleichviel, daraus wird nichts, gar nichts!“

„Denke Vater, ich muß das Kleid haben,“ schaltete das Kind ein.

„Du hast ja ein hübsches Sonntag Röckchen.“

„Wohl, aber das Kleid ist blau!“

„Päperlapap! Blau oder weiß, das kümmert mich gar nicht; es sind jetzt keine Zeiten, um unnütze Ausgaben zu machen.“

„Dann komme ich nicht zur ersten Kommunion“, bemerkte schluchzend das Mädchen; „es muß ein weißes Kleid sein, wie der Herr Pfarrer gesagt hat.“

„Gut, so lässest Du es bleiben und gehst das nächste Jahr. Ein Jahr früher oder später, daran hängt die Welt nicht,“ sagte er, das kindliche Gemüth tief verlegend. „Und nun Marsch! geht beide schlafen, das Geheul habe ich nun satt!“

Therese entfernte sich weinend. Jetzt erst begriff sie, nachdem die Hartherzigkeit des Vaters sich auch an ihr gestoßen, wie sehr die Mutter litt. Diese kam bald in Theresens Kammer. In ihrer Hand trug sie Theresens Sparkasse. „Kind, sei Du nur getröstet, Du wirst ein weißes Kleid haben, Du wirst deine Kommunion machen.“ Die Kleine sprang der Mutter an den Hals und küßte sie.

Der Kommuniontag (hohe Donnerstag) war herangerückt. Maria Theresia hatte am Vorabend bis zu später Stunde den Vater erwarten wollen, der in irgend einem Wirthshause stecken geblieben war. Anna aber hatte die Kleine frühzeitiger als sonst zu Bette gebracht, indem sie voraus sah, daß der folgende Tag das zarte Kind sehr anstrengen werde. Das Mädchen hatte gebeten, es frühzeitig wecken zu wollen, damit es den Vater noch sehen

könne, bevor er fortgehe. Es hoffte, ihn um etwas bitten zu können, das zu erfüllen er ihm jedenfalls nicht abschlagen werde.

Als am andern Morgen Anna ihre Tochter in das neue weiße Kleid einkleidete, das sie aus Theresens Spartopf gekauft hatte, bemerkte sie erst, wie groß, wie schlank und schön das Kind geworden war. In dem kleinen kurzen Röckchen hatte Therese immer nur ein Kind geschienen, jetzt schien es gerade im Begriff zu sein, durch den heiligen Akt auch gleichsam den Austritt aus dem Kindesalter vollziehen zu wollen. Nichts ist reizender, als ein Mädchen, das gerade in diesem Stadium sich befindet, wo die keusche Rose den duft'gen Blumenkelch öffnet.

Als Therese so recht lieblich im schönsten Schmucke der Jugend dastand, trat der Vater ein, das Kind warf sich ihm an den Hals. Doch der Schmied zeigte weder Vergnügen noch Verdruß.

„Lieber Vater, ich hätte eine Bitte an Dich,“ sagte das liebenswürdige Mädchen.

„Was gibt's schon wieder?“ fragte der Schmied.

„Du bist schon lange nicht mehr in der Kirche gewesen, Väterchen, versprich mir, daß Du heute zur Messe kommst.“

„Heute, ich habe kaum Zeit dazu, ich habe zu thun.“

„Arbeite heute nicht, Vater, es ist ja Feiertag. Und dann, Du weißt ja, ich mache heute meine erste Kommunion. Komme in die Messe! Gest?“

„Nein, ich gehe nicht, ich habe zu thun,“ entgegnete er in hartem, kurzem Tone.

„O dann liebst Du mich nicht, Vater, sonst würdest Du ja sagen,“ und Therese fing an, bitterlich zu weinen.

„Therese, meine liebe Therese!“ rief der Schmiedjörg, indem er die Tochter in seine Arme nahm, die ihre Arme um seinen Hals schlang. „Du weißt ja,“ sagte er bewegt, „daß ich Dich zärtlich gern habe.“

Therese lächelte inmitten ihrer Thränenfluth, die auf das weiße Kleid niederstürzte.

„Nun Kind, ich werde schauen, daß ich kommen kann.“

„Danke, Danke Vater,“ sagte das Mädchen und ergriff seine Hand. „Ich wußte wohl, daß Du mir dieß nicht abschlagen würdest.“

Der Schmiedjörg ging bald darauf weg, indem er seiner Pflgetochter noch versprach, sich sonntäglich anzuziehen und sie um neun Uhr zur Kirche abzuholen. Es schlug neun Uhr an der Kirchenuhr. Der Schmiedjörg war noch nicht da. Mutter und Tochter gingen allein zur Kirche, die indessen kaum fünfzig Schritt vom Hause entfernt war.

„Er hat mir versprochen, daß er kommen werde, er wird auch kommen,“ sagte das junge Mädchen.

„Der Unglückliche sitzt im Wirthshaus und vergißt unser,“ dachte die Mutter, die ihren Mann besser kannte, als das vertrauende, leichtgläubige Kind.

Der Kommuniontag, an dem die Kinder zum ersten Male an den Tisch des Herrn gehen, ist in den Landkirchen stets ein Fest; die Gotteshäuser sind gewöhnlich zu klein für die Menge, die sich andächtig und neugierig zugleich in dieselben drängt. Die vordersten Bänke zu beiden Seiten des Mittelganges sind von den Kommunikanten, Knaben und Mädchen besetzt. Mit dem Priester rufen auch die Anwesenden den Segen des Himmels auf die braunen und blonden Häupter herab, die sich vor dem Altare des Herrn beugen. Den tiefen und ernstesten Tönen der Orgel antwortet der helle freudige Chor von jugendlichen Stimmen, die ein Loblied zu Ehren der heiligen Jungfrau anstimmen, deren Bildniß so mild vom Altare auf die Beter herabschaut. Alles schweigt, das Altarglöcklein erklingt hell; durch die Räume und in Mitte dieser majestätischen Ruhe beugt Alt und Jung, Reich und Arm das Haupt gegen die staubbedeckte Erde.

Schon mehrmals hatte Therese sich nach ihrem Vater umgeschaut, denselben aber nicht am gewohnten Platze finden können; immer nur begegnet sie dem lächelnden Antlitz ihrer Mutter.

Der Schmiedjörg hatte, als er vom Hause weging, des Bestimmtesten die Absicht gehabt, sein Versprechen zu halten, aber sich unglücklicherweise etwas zu weit von seinem Hause entfernt und war einem seiner „guten Freunde“ in die Hände gerathen, der ebenfalls mit der Handwerkschürze angethan dem Wirthshause zusteuerte. Jeder der Beiden gedachte nur einen halben Schoppen zu nehmen, denn etwas „Z'nüni“ muß man doch haben. Dem halben Schoppen folgte ein zweiter, dann ein ganzer Schoppen und nun saßen die Beiden fest.

In der Kirche hatte Therese sich noch einmal umgeschaut, bevor sie zum heiligen Abendmahl ging, aber der Platz des Schmiedjörges war von einem Andern eingenommen. Die Mutter dagegen lächelte nicht mehr, sie weinte.

Nachdem sämtliche Kinder die Kommunion empfangen hatten, erhob sich Therese mit den andern, aber statt zu ihrem Platze zurückzukehren, richtete sie ihre Schritte, gesenkten Blickes, und mit gefalteten Händen gegen den Muttergottesaltar.

Die unerklärliche Handlung überraschte Jedermann und Aller Augen hafteten auf dem jungen Mädchen, das auf der ersten Stufe des Altars niederkniete und betend zum Bilde der reinen Jungfrau aufblickte. Nach zwei Minuten erhob es sich und kehrte ruhig und mit heiterm Gesichtchen zu seinen Kameraden zurück.

Niemand ahnte, welchen Einfluß diese rührende Handlung auf das Schicksal des Mädchens haben sollte.

Der Gottesdienst war beendigt. Die Kirchgänger eilten hungrig nach Hause, die heilige Handlung hatte lange gedauert. Anna und ihre Tochter fanden den Vater noch nicht zurückgekommen, als sie nach Hause kamen. Zum Mittagstische hatte die Hausfrau ihre Eltern ein-

geladen, die für sich allein hausten. Anna wartete lange mit dem Auftragen der Suppe, sie hoffte immer noch, daß ihr Mann heimkehren werde; sie hatte ihm ja gesagt, daß sie die Eltern zum Essen eingeladen habe. Ihre Tochter trug noch das hübsche, weiße Kleid; den Kranz von künstlichen Blumen hatte sie dagegen auf das Büffet gelegt.

Schon im Wirthshause hatte der Schmiedjörg vernommen, daß seine Tochter allein am Altare gebetet habe und wie das Jedermann aufgefallen sei. Der Schmied war einer von denen, die nicht viel auf religiöse Gebräuche und Ceremonien halten; geschah dann noch etwas, das nach seiner Ansicht nicht gerade nothwendig oder vorgeschrieben war, so verurtheilte er die Sache bald mit einem Ausdrücke, der wie „Unsinn! dummes Zeug!“ klang. Geschah denn so etwas von seinen eigenen Leuten, so wurde er gar aufgebracht. Er stürmte deßhalb auch, halbangerunken von den verschiedenen Frühshoppen, wie wüthend heim.

Zu Hause hatte Anna ihre Tochter in ihr Kämmerchen genommen. „Therese,“ sagte sie, „Du hast mir noch nicht gesagt, warum Du allein am Muttergottesaltare gebetet hast?“

„Ich dachte an Dich, liebe Mutter, und auch an den Vater; ich betete für Euch beide.“

„Und was hast Du von der heiligen Jungfrau gewünscht?“

Therese näherte sich ihr und sagte ihr leise, halb schamhaft in's Ohr:

„Ich habe darum gebetet, daß sie Dich glücklicher werden lasse und daß auch der Vater Deiner würdiger werde!“

„Was willst Du damit sagen, Therese?“

Das Kind schien betroffen zu sein, schlug die Augen nieder und erröthete.

„Zürne mir nicht Mutter; aber ich weiß, warum Du so oft weinst?“

„Du weißt es?“ machte Anna bewegt.

„Gewiß Mutter.“

„Mein Gott!“ rief Mutter Anna schmerzlich aus, „und ich dachte, es Dir doch so sorgsam verschwiegen zu haben.“

„Beruhige Dich, Mutter, bald wird mein Vater von seiner bösen Gewohnheit befreit sein, er wird nicht mehr trinken.“

„O wenn Du die Wahrheit sprächest, Therese!“

„Hast Du Vertrauen zu der heiligen Jungfrau?“ fragte das Kind in unschuldiger Naivetät.

„Gewiß habe ich Vertrauen, mein Schatz.“

„Nun, so wollen wir hoffen und zuwarten.“ — Die in die Kraft des Gebetes ihrer Tochter vertrauende Mutter öffnete ihre Arme und drückte beseligt die liebliche Rose an ihr Herz.

„Nun komm,“ sagte sie, „wir wollen zum Mittagessen gehen.“

Raum waren sie in die Wohnstube eingetreten, als auch der Schmied hereinstürzte.

„Wo ist die Närrin, die in der Kirche so tolles Zeug treibt?“ rief er kaum eingetreten. „Ihr macht mir mit eurem Beten mein Haus noch zu einem Nonnenkloster; das käme noch gerade recht!“

Doch Anna verlor diesmal die Fassung nicht. „Therese, gib' dem Vater einen Stuhl,“ sagte sie. Das Mädchen gehorchte, aber Jörg schob mit dem Fuße den Stuhl zur Seite und lehnte sich an das Büffet.

„Da ist sie ja, die fromme Tochter!“ sagte er spöttisch, „trägt ein Kleid wie eine Prinzessin.“

„Georg, wir dürfen das Kind schon etwas herausstaffiren, es ist ja das Einzige, was wir haben,“ beschwichtigte Frau Anna.

„Ja, wenn nur die hundert“ — (Gulden hatte der Schmied sagen wollen.)

„Schweig doch, Mann, siehst Du nicht? — Alle

Leute aus dem Dorfe waren heute in der Kirche, um unsere Tochter zu sehen, nur Du fehltest.“

„'S ist wahr, aber mein Fehler ist es nicht, siehst Du, die Freunde.“ —

„Georg, nenne diejenigen nicht Freunde, mit denen Du Tage und Nächte in den Wirthshäusern Dich aufhältst; nenne sie eher deine Feinde!“

„Hoho, wie so das?“

„Weil sie Dir schlechte Rätthe ertheilen, weil sie Dich zu Dingen verleiten, die einem guten Hausvater nicht wohl anstehen. Durch sie hast Du gelernt, Dich über religiöse Gebräuche leicht hinweg zusetzen und die heiligsten Dinge zu verspotten; dein Herz ist für bessere Gefühle unempfindlich geworden und den alten katholischen Glauben, statt ihn hoch zu halten, trittst Du mit Füßen. Sind das deine Freunde, die Dich zurückhalten, wenn deine Frau, dein Kind, ungewiß wo Du bist und was Dir begegnet, Dich mit Schmerzen erwarten? Ich sage Dir, Georg,“ fügte die entschlossene Frau ernst und fest hinzu, „das sind nicht deine Freunde!“

„Bist Du endlich fertig?“

„Ja, ich bin fertig, denn meine Worte sind, wie ich wohl weiß, vergeblich,“ antwortete sie mit wehmuth-bitterm Gefühl. „Schon längst hat meine Stimme die Gabe verloren, dein Herz zu rühren!“

„Haha! wenn Du gar nicht sprichst, wird mich vielleicht das am Meisten ansprechen,“ antwortete der Schmiedjörg roh.

„Georg, Du könntest so glücklich sein, wenn Du wolltest“ —

„Nun wird mir die Geschichte langweilig,“ sagte der Halbbetrunkene. „Ich habe fast Lust, wieder umzukehren“ —

„Zu deinen kostbaren Freunden? Ja geh' nur.“ —

„Gewiß gehe ich, ich unterhalte mich sehr gut mit ihnen, während ich hier vor Langweile und Durst fast sterbe.“

„Du langweilst Dich?“ fragte Anna. „O Du hast es mir oft genug und grausam fühlen lassen, daß es Dir hier nicht mehr gefällt.“

Der Jörg zuckte mit den Schultern und wandte den Kopf gegen das Büffet.

„Nun was ist denn das?“ machte er überrascht und nahm den künstlichen Blumenkranz vom Büffet, den Anna bei der Rückkunft aus der Kirche hieher gelegt hatte.

„Das ist mein Kranz, Vater!“ sagte Therese schüchtern.

„Also ist doch ein solcher angeschafft worden, ohne mein Wissen und Willen? Alles hinter meinem Rücken? Und von meinem Gelde?“ fragte er zornig.

„Verzeihe Vater, die Mutter hat Alles aus meinem Sparhafen bezahlt,“ entgegnete die Kleine.

„Sparhafen hin und her, es ist von meinem Geld. Ich will keinen solchen Kranz, ich will nicht solch' dummes Zeug im Hause sehen,“ sagte der rohe Mensch und begann in seinen Händen die dürrn Blumen zu zerfnittern. Anna stieß einen Schrei aus, die verletzte Mutter eilte rasch auf ihn zu und entriß ihm den Kranz.

„Du bist nicht würdig diesen Kranz zu berühren,“ rief sie entrüstet und mit flammendem Antlitz. Doch Jörg riß mit einem Male ihr den Kranz aus den Händen, warf ihn zu Boden und trat mit den Füßen darauf.

„Georg, Unglücklicher, was thust Du?“ rief die Gattin entsetzt, während Therese heiße Thränen weinte.

„Schweig, sag ich Dir oder“ — drohte der Schmied. Seine Gesichtszüge hatten den Ausdruck thierischer Grausamkeit angenommen. Die heftige Konversation hatte den Wein noch mehr in seinen Kopf steigen lassen. Aber Anna, weit entfernt sich abschrecken zu lassen, stand in gereizter Stellung vor ihrem Manne.

„Ich werde nicht schweigen,“ rief sie mit kraftvoller Stimme, „ich habe zulange geschwiegen und gelitten, mein Herz stößt endlich den Schrei der lange verhaltenen Schmerzen aus. Die Gattin konnte schweigen, denn

nur ihr Glück allein lag im Spiel; aber heute fühle ich, daß ich Mutterpflichten gegen dieses Kind habe und diese werde ich erfüllen, wenn der Vater die seinigen vergift. Es war Unrecht von mir schwach zu sein, denn ich pflegte und hegte dadurch deinen unmoralischen Lebenswandel. Wäre ich schon von Anfang an deinen Ausschweifungen entgegen getreten, ich hätte mir manches Leid und Dir die Reue ersparen können. Ich verlange, daß Du mich als deine Gattin behandelst und dies Kind als dein Kind, oder wir trennen uns!"

„Anna, Anna, gib' Acht, was Du thust!" heulte der Schmied, der vor Wuth über diese Predigt nicht mehr wußte, was er that. Der Mund schäumte, die Augen sprühten, er war seiner nicht mehr mächtig. Wüthend und scheltend erhob er die Faust gegen seine Frau.

„Tödte mich, tödte mich!" rief Anna, „es ist mir lieber, auf der Stelle zu sterben, als länger mit einem Elenden zusammen zu leben, wie Du bist!"

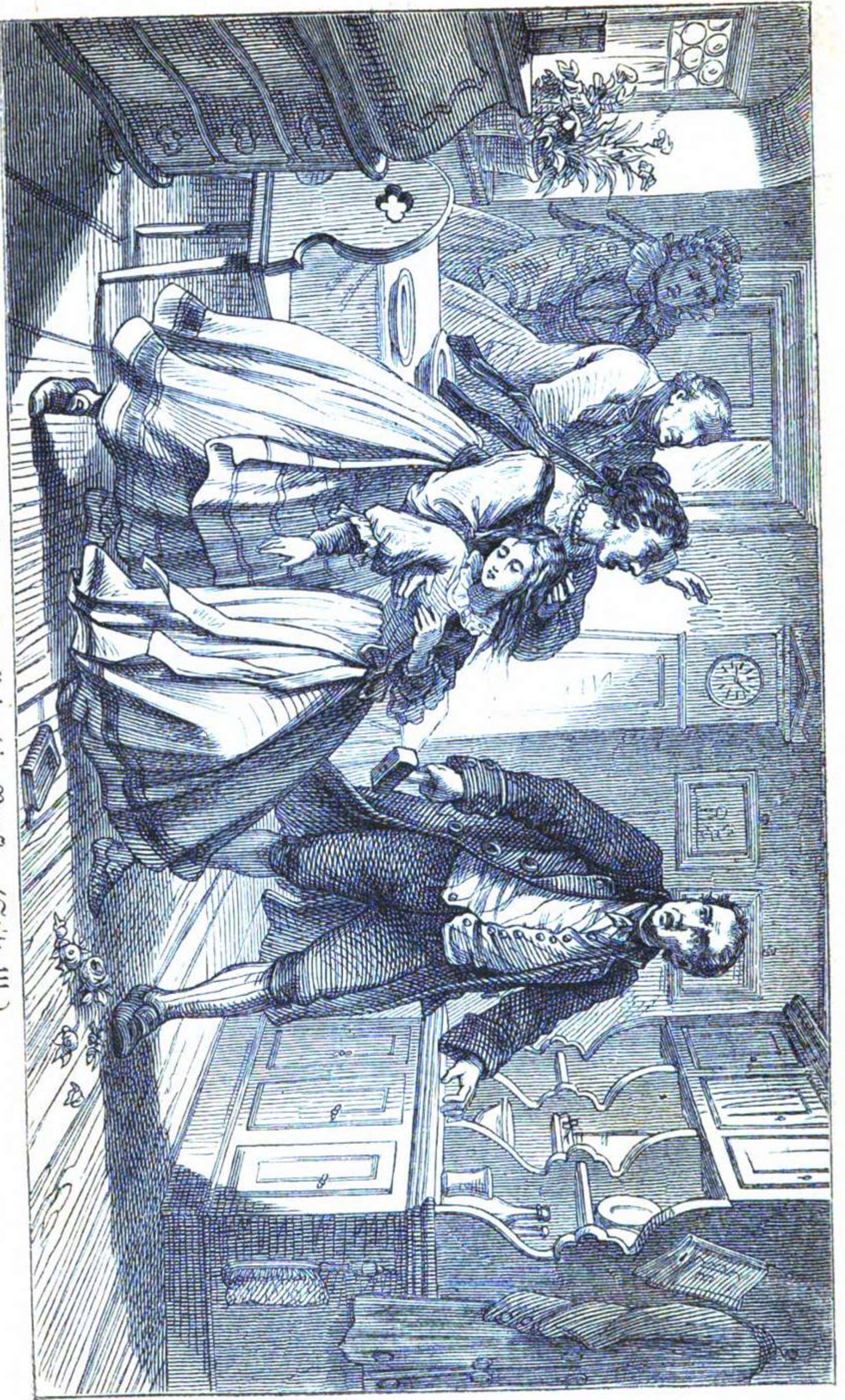
Da tobte es auf in der Brust des Schmieds, seine Brust keuchte und, kaum seiner selbst bewußt, ergriff er den Hammer, der auf dem Büffet lag. Mit einem Sprunge flog Therese, die schon lange in Todesangst der fürchterlichen Scene zwischen Vater und Mutter zugeschaut hatte, zwischen die Beiden. Der Schlag, den der Schmied der Mutter bestimmt hatte, traf sie voll in die Brust.

Therese stieß einen erstickten Schrei aus, schwankte und fiel leblos in die Arme der bestürzten Mutter. Einige Blutstropfen traten auf ihre rothigen, nunmehr erbleichten Lippen.

„Großer Gott!" rief die tödtlich erschrockene Mutter, „das Ungeheuer hat seine Tochter ermordet!"

In diesem Augenblicke traten die Eltern Annen's in die Stube.

Wie der Schmied das Kind wanken und fallen sah, ergriff ihn eine unerhörte Angst; stumm und unbeweglich stand er da, den Blick starr auf die Getödtete ge-



Der Schlag traf voll in die Brust. (Seite III.)

richtet, den Mund offen. Wie wenn ein Donnerſchlag in ihn gefahren wäre, war der Kausch entwichen und das Schreckliche der That fiel zentnerschwer auf seine Brust. Die Stimme des Herzens rührte sich; obſchon er nicht Vater des Kindes war, ſo fühlte er doch ſein Herz ſich zuſammenpreſſen, ſeine Ohren ſauſten, eine Blutlache ſchwamm vor ſeinen Augen und zuckend fiel er in fieberhafter, faſt wahnsinniger Erregung zu den Füßen des todtten Mädchens.

„Zurück, Du Mörder meines Kindes!“ rief Anna mit ſchrecklicher Stimme und ſtieß ihren Mann zurück. Der Schmied aber neigte das belastete Haupt gegen die Erde und ergriff mit ſeinen groben ſchwarzen Händen die weißen, blassen Finger des Mädchens und küßte ſie mit Inbrunſt. Nach einigen Augenblicken, von dem herzdurchdringenden Jammer der Eltern und Großeltern in das Leben zurückgerufen, öffnete Therese die Augen. Der Schmiedjörg ſtieß einen Schrei des Entzüdens aus.

„Sie lebt! ſie lebt!“ rief er unendlich beglückt.

Therese betrachtete ihren Vater vorerſt mit Erſtaunen, dann lächelte ſie.

„Anna,“ ſagte mit ernſter und tiefbewegter Stimme der Schmied und ergriff ihre Hand, „verzeihe mir. Ich ſchwöre Dir, Du wirſt nie mehr über deinen Gatten zu klagen haben, ich ſchwöre Dir, daß ich mich nie mehr betrinken werde!“

Therese warf der Mutter einen Blick zu, der ſagen wollte:

„Du ſiehſt, ich habe mich nicht getäuſcht!“

Die Scene, welche wir ſo eben erzählt haben, hatte für das Haus des Huſſchmieds von Mumpſ die beſten Folgen. Seinem Verſprechen getreu, daß ein Moment der Verzweiflung ihm entriffen, vermied er den Wirthſhausbeſuch; ſuchte ſich auch von den falſchen Freunden fern zu halten, die ihn, ohne es zu wiſſen, bald zu

einem Verbrechen getrieben hätten. Er blieb bei der Arbeit und lieferte sie eben so prompt und gut, wie in den jüngern Jahren des „Meisterirens“. Die Leute im Dorfe wunderten sich, wie der Schmied so ganz anders geworden sei; es müsse etwas mit ihm vorgegangen sein. Den wahren Sachverhalt kannten sie nicht, da Annen's Eltern von dem Vorfalle vom Kommuniontage schwiegen. Auch des Schmied's ökonomische Verhältnisse wurden wieder besser. Anna lebte neu auf; Kummer und Sorge hatten sie alt gemacht; der belebende Strahl des Glückes gab ihr das frühere blühende Aussehen wieder zurück. Wenn Anna mit ihrem Töchterchen am Fenster saß und zwischen den Nelken und Rosenstöcken hindurch, die sie vor dem Fenster aufgestellt hatte, auf die Kirche oder auf den Rhein hinunterschaute, da wandte auch Therese träumerisch den Blick hinaus in's Freie. Das Kind schien in solchen Augenblicken ganz von der Erde abgewendet zu sein und mit unsichtbaren Geistern in mysteriöser Verbindung zu stehen. Kurze Zeit nach der Kommunion Theresen's hatte die Mutter das Kind in solchen Träumereien versunken gefunden.

„An was denkst Du, Kind?“, fragte die besorgte Mutter.

„An den lieben Gott und seine Engel,“ war die Antwort.

Die Mutter fühlte, daß es Unrecht wäre, die Gedanken ihres Lieblings zu stören. Indessen fand sie sich doch manchmal beunruhigt, wenn sie das Kind ansah, das in seinen Augen bald einen lebendigen Glanz, bald die Mattigkeit der Lebensmüdigkeit zeigte. Das Mädchen wuchs und wurde groß und schlank und die Mutter durfte deshalb ihre Besorgnisse über die durchsichtige Weiße der Wangen auf Rechnung des schnellen Wachstums des Kindes schreiben.

Vier Jahre sind verflossen seitdem. Maria Theresia zählt siebzehn Jahre. Die vier Sommer waren für das

Mädchen wie vier wohlthätige Feen; jede hatte mit ihrem magischen Stabe das Kind berührt und ein köstliches Geschenk der Natur und des Himmels in ihm zurückgelassen. Therese war zur vollen zarten Rose aufgeblüht.

Nach einer kurzen Krankheit starb der Vater Anna's. Alt und durch harte Arbeit langsam aufgezehrt, wie er war, hatte man seinen Tod schon lange vorausgesehen; gleichwohl war der Todesfall eine Wolke in dem sonst so heitern Sonnenglanz im Leben der Schmiede. Die alte Mutter, durch die Leiden, die sich an das Alter heften, manchmal sehr niedergedrückt, sollte in ihrem kleinen Häuschen nunmehr allein wohnen. Freilich kam Anna jeden Tag mit ihrer Arbeit auf eine oder zwei Stunden zu der Mutter; den Rest des Tages hindurch aber war diese allein und verlassen und entbehrte der beständigen Sorge, die die Krankheiten des Alters erfordern.

Therese bat deshalb ihre Eltern um die Erlaubniß, bei der Großmutter wohnen zu dürfen. In der Schmiede selbst war kein Platz, um die Mutter aufzunehmen. Nach langem Zögern wurde die Erlaubniß ertheilt. Man hatte gefürchtet, die Sorge um die Großmutter würde des Kindes Kräfte allzusehr in Anspruch nehmen; allein Therese machte so gute Gründe geltend, daß Alles nach ihrem Wunsche ging.

Die alte Mutter weinte vor Freuden, als sie hörte, daß Therese nun bei ihr wohnen werde.

„Hat Anna diese Idee gehabt?“ fragte die Großmutter.

„Nein, Mutter,“ entgegnete ihre Tochter. „Therese selbst hat es so gewollt.“

„Therese,“ sagte die Greisin, indem sie des Großkinds Hände ergriff, „Alles was ich mir noch zu wünschen habe, erfüllst Du mir hiemit. Aber ich werde von deiner Aufopferung nicht zu lange Gebrauch machen, denn ich wünsche nicht, daß Du deine schöne Jugend=

zeit neben einer alten, franken, sonderlichen Frau vertrauern muß. Um Dich bald frei zu machen, werde ich beten, daß mich der ewige Gott bald zu sich nimmt.“

„Großmutter, wie könnt Ihr nur so sprechen?“ sagte das junge Mädchen leise zürnend.

„Hörst Du, Anna, sie zürnt mir deßhalb?“

„Therese hat auch Recht. Warum spricht Ihr vom Sterben, Mutter?“

„Gott verfügt über uns,“ sagte die alte Frau; „wenn Er mich zu sich rufen will, bin ich bereit. Jetzt aber Therese bist Du Herrin des Hauses. Mein kleines, armes Haus und Alles, was darin ist, gehört Dir. Ich habe da in dem Wandschrank zwei schöne Stücke im Lande gefertigte Leinwand; Du kannst sie verwenden, wenn einst deine Aussteuer zurechtgemacht werden soll!“

„Meine Aussteuer!“ wiederholte Therese nachdenkend.

„Das ist wahrhaftig ein glücklicher Gedanke,“ sagte der Schmied, der eben herzutrat, „denn in einem oder zwei Jahren wird man doch daran denken müssen, Dich zu verheirathen. Nicht wahr, Therese?“

Das junge Mädchen schien dieses Wort nicht gehört zu haben, doch sagte sie leise zu sich selbst: Ich bleibe bei der Großmutter, bis sie stirbt; dann werde ich dem Gatten angehören, den ich mir wähle.

Die Aufgabe, die sich Therese gestellt hatte, schien weder schwer noch mühevoll zu sein; aber es bedurfte einer unermüdlischen Aufmerksamkeit und erprobten Geduld, denn die alte Mutter war wunderbar und wollte das Mädchen beständig um sich haben.

„Wenn ich nur Dich sehe oder höre,“ sagte sie, „so vergesse ich alle meine Leiden.“ Therese mußte ihr vorlesen.

Von den Franziskanerinnen zu Säckingen erhielt Therese Bücher und Schriften zum Lesen.

Jene Klosterfrauen standen überall in großer Achtung, der Ruf ihrer Frömmigkeit und ihres wohlthätigen

Eifers verbreitete sich so sehr, daß sie oft in andere Klöster gerufen wurden, die verfallene Zucht wieder herzustellen oder neu einzurichten, wie das in Ensisheim, in Salzburg u. a. D. geschah. Der Herzog Albrecht 1454 und der Erzherzog Maximilian 1606 hatten die Stiftungen und Freiheiten des Klosters feierlich bestätigt. Die Klostergebäude wurden baufällig; 1609 begannen die Frauen, durch freiwillige milde Spenden, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit unterstützt, einen neuen Bau; indessen kam 1610 die Pest und raffte die Frauen hinweg bis auf zwei. 1616 ward das Kloster vollendet und zählte nach sechs Jahren wieder zweiundzwanzig Frauen. Fünf Jahre nachher theilte das Kloster das gleiche Schicksal mit dem Fridolinsstifte und der Stadt; das Kloster wurde eingeäschert und die Klosterfrauen flüchteten sich in die Klöster von Baden (Schweiz), Freiburg im Breisgau, Luzern und Unterwalden. Nach dem Frieden kauften sie nun außerhalb der Stadt einen neuen Platz auf der Seite des Schwarzwaldes und erbauten 1653 ein neues, niedliches Kloster mit einer Kirche. Im französischen Kriege 1678 blieb das Kloster bei einem abermaligen Brande der Stadt, weil außerhalb gelegen, zwar verschont, jedoch wurde es ausgeplündert (die Frauen waren geflohen) und erlitt an den Gütern durch Verheerung, Steuern und Einquartirung großen Schaden*). Wendenthal endet die Beschreibung des Klosters in seiner *Austria sacra* (Wien 1780 S. 131) folgendermaßen: „Doch erholten sie sich durch den göttlichen Beistand und durch Beihilfe christlicher Gutthäter auch diesmal wieder und dienen seither Gott und dem Nächsten in stiller Ruhe durch Beobachtung christlicher Zucht, Gebet und Unterricht im Christenthum und anständigen Arbeiten, welchen sie den Töchtern der dasigen Bürgern ertheilten.“

*) Schaubinger K., Geschichte des Stiftes Säckingen. Einsiedeln 1852. Gebr. C. und N. Benziger. Seite 137 und 138.

Daß dieses gute Lob auch in der nächsten Umgebung des Klosters ertheilt wurde, darf als sicher angenommen werden. Zur damaligen Zeit waren die Beziehungen von Säckingen zu den Nachbargemeinden dießseits des Rheins viel größer, denn man stand, als zu den vorderösterreichischen Landen gehörend, unter einerlei Gesetz und Recht. Somit darf es nicht befremden, daß ein junges, lernbegieriges Mädchen, wie Therese, durch Vermittlung des Stiftsverwalters an den Lehrstunden Theil nahm, welche die Franziskanerinnen den Töchtern der Stadt bereitwilligst ertheilten. So kam es, daß sie auch Bücher mitheimnehmen durfte, um daraus der alten Großmutter vorzulesen.

Das kleine Häuschen der alten Frau stand am äußersten Ende des Dorfes, gegen den Rhein gekehrt, ein kleiner Garten lehnte sich an den Gabel des Hauses. War das Wetter schön, so saßen Therese und die Großmutter im Gärtchen, das etwas vernachlässigt gewesen, nun aber durch die Sorge des jungen Mädchens freundlich hergestellt worden war. Große Zwetschgenbäume standen an den Ecken des Gartens und sorgten durch ihren Schatten dafür, daß die Pflanzen nie zu sehr der großen Hitze des Sommers ausgesetzt waren. Am Gabel stand, von Winden und Geißblatt beschattet, eine kleine Hütte. Dorthin führte gewöhnlich Therese ihre Großmutter, die dann bald unter dem monotonen Gesange der Grassmücke, die in der Hecke nistete, einschlies. Sorgsam wachte das Mädchen über den Schlaf der alten Frau.

Therese liebte die Blumen. Wohlwollende Leute brachten ihr gerne Samen, Zwiebeln und Wurzeln von Blumen aller Arten. Die reichste Ernte aber machte Therese in dem anstoßenden Garten des reichen Flößermeisters Roser. Dieser hatte einen Sohn von zweiundzwanzig Jahren, Konrad mit Namen. Die Roser sind schon lange ausgestorben im Dorf, weil der Konrad nie

geheirathet hat; er war der letzte seines Namens. Während manchmal Konrad die reifen Blumenamen im Garten seines Vaters streifte und Händevoll davon in die aufgehobene Schürze Theresens warf, hatte er Gelegenheit genug zu bemerken, wie schön das Mädchen war, das in seinen Blicken den reinsten Spiegel der Unschuld und Herzensgüte trug. Auch von anderer Seite her hörte er oft die schönen Eigenschaften des Mädchens rühmen. Das Alles machte ihm Gedanken. Bald bemerkte auch der alte Roser, daß sein Sohn mehr im Garten sich befand, (wo er nichts zu thun hatte) als auf der Fischwaage oder auf dem Ländplatz, wo es viel Arbeit gab. Der junge Flößer vergaß sich wirklich hier und da, indem er zu lange, als es gut sein mochte, über die Gartenhecke hinüber in die Augen der schönen Nachbarin blickte. Eines Tages wagte er es selbst, auf die Gefahr hin einen Theil seiner Kleider zu zerreißen, durch die Gartenhecke zu schlüpfen. In der Hand trug er eine prachtvolle Lilie sammt den Wurzeln.

„Diese Blume fehlt noch in deinem Garten, Therese,“ sagte er.

Das mochte wohl der einzige und genügende Grund sein, um eine solche Kühnheit zu entschuldigen. Therese nahm die Gabe freundlich auf, setzte sie in guten Gartengrund und die Lilie blühte herrlich fort. Konrad erhielt auch die Erlaubniß, das Haus besuchen und mit Therese und der Großmutter plaudern zu dürfen. Er benützte diese Erlaubniß so oft, daß der Durchpaß in der Hecke immer größer wurde.

Eines Morgens, als der alte Roser in den Garten kam, entdeckte er den wirklich etwas sonderbar geöffneten Durchpaß und begriff auch gleichzeitig, warum sein Sohn, der auf's Wasser gehörte, so unversehens eine Landratte geworden war. Der Alte hatte nie begreifen können, wie sein Sohn so plötzlich eine Vorliebe für die Nester, Lilien und Tulpen bekommen hatte, bis er im

Hintergrunde dieses Blumenflors die herrliche Rose aus der Schmiede gewahrte.

„Nun, der Bursche hat bei Gott keinen schlechten Geschmack,“ sagte der Flößermeister zu sich, „Therese ist zwar noch jung, aber ein Mädchen ohne Tadel. Ihre Aufopferung für die alte Großmutter verdient alles Lob.“

Und der Flößer setzte seinen Morgenspaziergang im Garten fort, indem er, heimlich lachend, beständig vor sich her summte: „Der Bursche ist kein Dummkopf!“

Den gleichen Tag hatten Vater und Sohn einen Floß zurecht zu machen, der den folgenden Morgen nach Basel geführt werden sollte. Als sie beim Abendtrunke zusammensaßen, sagte der alte Roser:

„Konrad, weißt Du nicht, wer sich das Vergnügen gemacht hat, die Gartenhecke gegen der Nachbarin Haus zu durchbrechen?“

Der junge Mann wurde roth bis über die Ohren.

„Warum antwortest Du nicht?“

„Ich glaube, der Schaden ist nicht groß, Vater; aber wenn Ihr den Schuldigen sucht, so sucht ihn nicht weit: ich bin's gewesen.“

„Ich habe nicht daran gezweifelt,“ entgegnete der alte Roser, „es sind gar so schöne Blumen in dem Garten der Wittfrau. Ich habe auch ein recht hübsches Mädchen da drüben gesehen.“

Konrad schlug die Augen nieder.

„Hast Du die Schmiedstochter auch schon bemerkt,“ fragte der Vater.

„Gewiß Vater und wenn ihr nichts dagegen habt“ —

„So?“

„So wird Therese meine Frau.“

„Aha! Will's dahinaus? Nun Dir, ich gebe Dir im Voraus meine Einwilligung. Ich glaube nicht, daß der Schmied Dir das Mädchen verweigern wird. Apropos! Weißt Du auch, daß das Kind nicht seine Tochter ist?“

„Ich weiß es, Vater. Näme sie auch her, woher sie

wollte, wäre sie auch von unehelicher Geburt, ich ließe doch nicht von ihr, Vater!" betheuerte der Jüngling.

"Du hast Recht, sie trägt nicht die Schuld und soll sie auch nicht tragen. Therese ist das schönste und beste Mädchen im Dorfe, wenn sie auch nicht die reichste Parthie ist."

Der Sohn drückte stumm dem Vater die Hand.

"Nein, Therese ist keine verachtenswerthe Parthie," fuhr der Vater fort, indem er den stummen Worten des Sohnes Ausdruck gab. "Der Schmied ist ein guter Arbeiter, verdient sein schönes Geld und hat, seit er wieder zu einem ordentlichen Leben zurückgekehrt ist, jedenfalls ziemlich Geld in's Trockene gebracht. Auch was die alte Großmutter besitzt, wird einmal Alles die Therese bekommen, also auch von diesem Punkte aus betrachtet, ist die Parthie gar nicht übel. Wußtest Du das mein Junge?"

"Nein, Vater, ich dachte nicht daran. Auch um mein Glück zu gründen, hätte es dieser Güter nicht bedurft."

"Das ist schon wahr, aber man soll nichts zur Seite setzen, sondern Alles betrachten. Eine Ehe ohne die nöthigen Mittel, leben zu können, ist wie eine Suppe ohne Salz."

Der junge Mann fühlte, daß es nicht klug sei, mit dem Vater hierüber zu rechten, er schwieg deshalb, zudem hatte er nicht nothwendig seine Neigung zu Therese gegenüber den Ideen des Vaters zu verfechten. Der Vater war ja mit der Verbindung einverstanden, es war ihm deshalb gleichgültig aus welchen Gründen.

"So nun wieder an die Arbeit," sagte der Flößermeister. "Ich werde mit dem Schmied über die Sache reden. Spute Dich, Konrad, damit wir mit dem Floße fertig werden. Morgen geht es mit der Frühe nach Basel."

Und die Beiden arbeiteten wacker darauf los, bis die mächtigen Stämme fest und gut gebunden waren.

Am folgenden Morgen fuhren Vater und Sohn mit dem Floße nach Basel und kehrten erst spät Abends wieder nach Hause zurück, wo sie dann vernahmen, daß die Nachbarin da drüben, die Mutter der Schmiedsfrau, schwer krank darniederliege und man jeden Augenblick ihr Ende erwarte.

Sie starb auch wirklich einige Tage nachher.

„Arme Therese!“ dachte der junge Flößer, „Du wirst wohl jetzt recht betrübt sein.“ Mit melancholischem Blicke schaute er hinüber in das Gärtchen der schönen Nachbarin. Doch Therese ließ sich nicht sehen; die Blumen dagegen fand er vom heißen Strahle der Sonne halb welk, denn während der Krankheit der Großmutter hatte Therese den Garten nie mehr betreten. Konrad holte Wasser und begoß die lechzenden Pflanzen.

Es verging indessen eine Woche. Eines Morgens sagte Vater Roser zu Konrad: „Gestern Abend ging ich bei der Schmiede vorbei, Jörg wollte gerade die Werkstätte schließen. Ich dachte an Dich und trat ein.“

„Ihr habt mit ihm von mir gesprochen?“ rief der junge Mann.

„Natürlich!“ entgegnete der Vater, „ich hatte sonst keinen andern Grund ihn im Hause zu besuchen.“

„Was hat er Euch geantwortet?“ fragte der Jüngling ängstlich.

„Du weißt, lieber Roser,“ sagte er zu mir, „ich bin nicht der Vater Theresen's; ich habe sie erzogen, wie recht und billig und nach Bauernart, wie es auch sein soll. Aber gleichwohl habe ich nicht so unbedingt das Recht, über ihre Hand zu verfügen. Ein Anderer ist der natürliche Vater, ein Anderer ist hiezu berechtigt. Ich meinerseits will deinem Konrad Therese nicht verwehren, kann aber nach Wissen und Gewissen nur mit Zustimmung des Vaters handeln.“

„Der ist vielleicht schon längst todt,“ sagte ich. „Wer weiß, ob der Vater des Kindes noch lebt?“

„Gleichviel! Gerade weil wir das nicht wissen, entgegnete mir Jörg, so müssen wir deßhalb nicht unbeacht handeln. Ich gehe morgen zum Stiftsverwalter nach Säckingen und lasse durch ihn an den wirklichen Vater, dessen Namen ich zwar nicht kenne, eine Aufforderung aufsetzen, des Inhalts: von heute an über ein Jahr seine Tochter zurückzufordern, so leid mir dies auch wäre, oder in dieser Frist die Zustimmung zu der vorhabenden Verbindung mit deinem Konrad zu geben, wo nicht, man nach Ablauf dieser Frist nach Gutdünken verfahren würde.“

„Ein Jahr!“ seufzte der junge Mann, „das ist eine lange Zeit!“

„Ich habe den Vorschlag vernünftig gefunden,“ sagte Vater Roser, „und auch in diesem Sinne und in deinem Namen zugesagt.“

„Ihr habt Recht gehabt, Vater; ich billige das und werde also ein Jahr zuwarten. Wie wollt Ihr aber den Vater Theresens ausfindig machen?“ fragte Konrad.

„Der Stiftsverwalter,“ sagte mir der Schmied, „wird die Aufforderung demjenigen zustellen lassen, von dem er jeweilig die jährliche Zahlung erhalten. Kommt der Brief an den rechten Mann, wohl und gut; kommt er nicht an, dann wissen wir, was wir zu thun haben.“

„Etwas hat sich der Schmied noch vorbehalten und das scheint in seinen Augen nicht unwichtig zu sein.“

„Was denn?“

„Eine Anfrage an Therese selbst. Das Mädchen kann vielleicht andere Gedanken haben und — zwingen, hat er gesagt — wolle er das Kind nicht. Er lasse ihm vollständig freie Wahl.“

„Da hat er Recht,“ sagte der junge Flößer. „Doch glaube ich meiner Sache sicher zu sein.“

„Dann ist's gut,“ entgegnete der Vater, und die Angelegenheit blieb vorläufig auf sich beruhen.

Seit dem Tode der Großmutter war Therese noch

träumerischer geworden als vorher. Wenn man den sinnig geneigten trüben Kopf betrachtete, die halbgeschlossenen Augen, so glaubte man fast, daß sie unter einer großen allgemeinen Mattigkeit, die sich über den ganzen zarten Körper ausdehne, leide; aber ihre Melancholie nahm von Tag zu Tag einen mehr und mehr beunruhigenden Charakter an.

Anna sagte öfters zu sich selbst: „Die Therese hat Etwas, das sie im Geheimen beschäftigt. Warum verbirgt sie mir den Grund dieses Geheimnisses?“

Wenige Tage nach der eben erzählten Unterhaltung zwischen Vater und Sohn Roser, fragte der Schmiedjörg seine Pflegetochter lächelnd:

„Sag' einmal, Therese, ich höre, Du hättest einen Geliebten!“

„Einen Geliebten?“ fragte das Mädchen erstaunt.

„Gewiß und einen ganz respectablen jungen Burschen. Ich habe dies dieser Tage sagen hören,“ entgegnete der Schmied.

„Das wäre für mich das erste Wort, Vater!“

„Was? Du willst nichts davon wissen?“ fragte der Schmied höchlich verwundert.

„Ich weiß wirklich nicht, was Ihr meint, Vater,“ antwortete das Mädchen mit sichtlicher Ruhe.

„Bist Du dessen ganz gewiß?“

„Man kann der Sache nicht sicherer sein, als ich es bin,“ war die Antwort.

„Du thust Unrecht, Kind, uns die Sache zu verschweigen. Sieh', die Mutter und ich meinen es gewiß gut mit Dir.“

„Vater!“

„Man sagt mir indessen,“ unterbrach der Schmied, „daß Du gerne mit einem jungen Burschen aus der Nachbarschaft plauderst.“

Therese wandte sich plötzlich mit fragendem Blicke gegen die Mutter, ohne ein Wort zu sagen.

„Konrad's Vater hat es mir selbst gesagt,“ versicherte die Mutter.

„Konrad! — Konrad Roser?“ rief das junge Mädchen. Und seine Wangen wurden noch blässer und bleicher, als sie es schon waren.

„Du siehst also, daß Du ihn doch kanntest?“ sagte Jörg lachend. Zwei Thränen entrannten den schwärmerischen Augen des jungen Mädchens.

„Therese!“ rief die Mutter erschreckt.

„Beruhige Dich Mutter,“ sagte das Kind mit traurigem Lächeln; „es ist nichts! Ist schon vorbei!“ Lebhaft trocknete sie die nassen Augen und wandte sich dann zum Vater:

„Was hat Euch Vater Roser gesagt?“ fragte das Kind.

„Daß sein Sohn Dich zur Frau haben möchte,“ war die Antwort.

„Und was habt Ihr geantwortet?“

„Daß wir mit Dir Rücksprache nehmen werden.“

„Gut,“ sagte das Mädchen mit fester Stimme, „geht morgen zum Vater Roser, ich lasse ihn freundlich grüßen, aber ich würde mich nicht verheirathen.“

„Wie? Du willst nicht heirathen?“ rief Jörg erstaunt, im Glauben, nicht recht gehört zu haben.

„So ist es, Vater.“

„Aber? Welch' ein Gedanke! Ueberlege doch einmal,“ fiel ihr die Mutter in's Wort.

„Sieh', liebe Mutter, Alles ist schon überlegt!“

„Der junge Roser paßt für Dich und ich bin sicher, Du wirst glücklich mit ihm werden,“ sagte der Vater.

„Ich glaube es selbst auch, Vater. Der Konrad ist ein braver, ehrlicher Mensch, den ich recht gerne habe.“

„Also ein Grund mehr, ihm durch eine Weigerung nicht wehe zu thun!“

„Und doch muß ich ihm dies Leid zufügen: ich kann nicht seine Gattin werden.“

„Warum denn in Gottesnamen! Sage doch einmal warum,“ ergänzte die Mutter, indem ihr fast Thränen in die Augen schossen. Therese senkte die Augen, aber eine Antwort erfolgte nicht. Da warf Anna ihrem Manne einen bedeutungsvollen Blick zu, er möchte nicht weiter in das Mädchen dringen. Der Schmiedjörg begriff, daß am Ende hier nur ein weibliches Herz den rechten Ton anzuschlagen verstehe. Nach einem Augenblicke ging er hinaus, um dem Kinde seine Unzufriedenheit nicht zu erkennen zu geben. Anna blieb mit ihrer Pflegetochter allein in der Stube zurück. Als der Vater draußen war, zog sie das Kind an ihren Busen und küßte ihm die bleichen Wangen.

„Du hast dem Vater weh gethan,“ sagte sie, „er ist mißstimmt weggegangen.“

„Es thut mir gewiß leid, Mutter, aber ich konnte nicht anders antworten, als wie ich geantwortet habe.“

„Gut, aber dann hättest Du ihm einen Grund angeben sollen. Ich habe zwar bemerkt, ja ich habe es in deinen Augen gelesen, daß Du dem Vater nicht Alles anvertrauen wolltest. Mir, der Mutter, darfst Du schon sagen, was Du auf dem Herzen hast.“

„Gewiß, Mutter.“

„Du sagst mir also, warum Du den Konrad nicht heirathen willst? Gefällt er Dir nicht?“

„Das wohl, aber“ —

„Aber?“

„Ich gehe in's Kloster, Mutter!“

„In's Kloster?“ rief Anna erstaunt und ihre Augen hasteten starr an denen ihrer Pflegetochter.

„Ja Mutter, das ist mein Entschluß. In einem Vierteljahre werde ich bei den Franziskanerinnen in Sädingen eintreten.“

„Wie, Du willst uns verlassen? Therese, Du liebst mich also nicht mehr?“

„Mutter, Du weißt wohl, daß ich Dich liebe.“

„Du sprichst so kalt, vielleicht so unüberlegt: in's Kloster zu gehen. Weißt Du, daß, wenn einmal die Klosterpforte hinter Dir sich geschlossen hat, Du für uns für immer verloren bist? Wir haben nur Dich auf der Welt, nur Dich, Du bist unsere Freude und unsere Hoffnung und wir sollten Dich verlieren? Nie! ich kann mich nicht mit diesem Gedanken vertraut machen; ich kann nicht ohne Dich leben. Verzichte auf dieses Vorhaben, zu dem der Vater nie die Erlaubniß geben wird. Und zudem hoffe ich, daß Du ihm nicht unehorsam sein wirst!“

„Mutter, ich kann nicht verzichten, ich darf nicht. Vielmehr muß ich Dich bitten, mir zu helfen, daß ich seine Einwilligung erhalte,“ flehte das Mädchen.

„Ich? — Wie? ich sollte noch dazu Hand bieten? niemals!“ rief entrüstet die Mutter aus. „Nie werde ich das thun! Ich sollte Dich selbst von meinem Herzen wegreißen?“

„Und doch muß es sein!“

„Aber um Gotteswillen, wer hat Dir denn diese unglückliche Idee in den Kopf gesetzt? Haben Dich die Nonnen von Säckingen dazu überredet? Sag', Kind!“

„Nicht die Nonnen, Mutter; das hat ohne Zweifel Gott selbst so gefügt; denn ich habe freiwillig ein Gelübde gethan, meine Tage im Kloster zuzubringen.“

„Ein Gelübde?“ rief Anna erschreckt.

„Ja Mutter, ein Gelübde, das geschah am Tage meiner ersten Kommunion. Du erinnerst Dich des Moments, als ich allein zum Muttergottesaltare ging und dort betete?“ fuhr das Mädchen fort.

„Gewiß, wie wenn es gestern geschehen wäre.“

„Damals dachte ich an Dich, Mutter; ich sah deine Thränen, ich fühlte deine Leiden, ich wußte, daß der Vater Dich nicht glücklich machte. Da versprach ich am Fuße des Altars mich Gott zu widmen, wenn der Vater Deiner wieder würdig würde. Der Himmel hat meinen

Wunsch erhört, es ist somit an mir," sagte das Mädchen mit fester Stimme, „auch meinerseits Wort zu halten.“

Da beugte Anna in Demuth ihr Haupt und die von Schmerzen des Augenblickes gedrückte Brust machte sich in schluchzendem Aufschrei Luft. Die Thränen flossen reichlich, als sie ihre Pflegetochter mit inniger Liebe an ihr bedrängtes Herz schloß.

Als Anna wieder zu Worten gelangte, sagte sie im Tone der heiligsten Ergebung: „Gott hat es so gewollt, der Wille des Herrn sei mein und dein Gebot!“

Anna weinte noch lange, aber durch ihre Thränen blickte der Strahl göttlicher Freude. Das Opfer war gebracht. Es wurde ihr leichter um's Herz. Als aber der Schmied von diesem Entschlusse hörte, verfiel er in die alte Raserei, wie am Tage der ersten Kommunion. Mit aller Hefigkeit widerstrebte er dem Gedanken an das Kloster. Bei zwei Monaten dauerte der Kampf. Anna und ihre Pflegetochter litten unendlich darunter. Endlich wurde der Schmiedjörg besiegt durch den entschiedenen und unbeugsamen Willen des Mädchens. Am Ende des für den Eintritt bestimmten Vierteljahres begleiteten Jörg und Anna ihr Kind zur Klosterpforte der Franziskanerinnen von Säckingen.

* * *

Ein trübes, düsternes Leben war in die Schmiede eingekehrt, seit sich hinter Therese die Klosterpforte geschlossen. Anna hatte ihren sonst heitern Gesang vergessen, nie mehr trat ein Lächeln auf ihre Lippen, seitdem die Sonne des Hauses die Gemächer nicht mehr mit ihrem heitern Glanze beschien. Anna arbeitete schweigend am Fenster dem Plaze gegenüber, wo sonst Therese gesessen hatte. Wie oft ließ sie die Blicke nicht über den Rhein schweifen, der sie von dem geliebten Mädchen trennte. Wie manchmal fragte sie sich nicht: Was macht unsere Therese? Gedenkt sie unser noch? Ist

sie glücklich? und Thränen rollten unwillkürlich über ihre Wangen. Manchmal blieb sie auch bei dem Bette des Mädchens stehen, im Glauben, sie müsse über den Schlaf des geliebten Kindes wachen. Alle die kleinen Gegenstände und Spielereien aus der Jugendzeit, die Therese der Ordensregel wegen nicht mitnehmen durfte, wurden von der Mutter wie ein Heiligthum aufbewahrt.

Mit dem Schmiedjörg war es noch schlimmer gegangen; er war ganz tiefsinnig geworden und hatte seine frühere Gesprächigkeit ganz verloren; seine Mitbürger, die sich manchmal an seinen erheiternden und vernünftigen Gesprächen erfreuten, wenn man so Abends auf der Schmiedebrücke auf dem Bänklein saß, erkannten ihn fast nicht mehr. Er arbeitete in der Schmiede ohne ein Wort zu sagen, er glühte das Eisen und schmiedete es mit kräftigen Schlägen auf dem mächtigen Ambos; aber man sah es ihm an, die Lebens- und Arbeitsfreudigkeit war von ihm gewichen, es war nur noch die Kraft der Muskeln und Arme vorhanden, aber die Gedanken waren weit weg. Manchmal ließ er eine Eisenstange im Feuer weißglühend liegen und zog immer noch den Blasebalg, ohne daran zu denken, daß sie zum Schmieden längst gar sei.

Nachbar Beit sagte einmal, so daß es der Schmiedjörg hören konnte: „Der Jörg ist nicht mehr der Gleiche, er arbeitet nicht mehr so fleißig, es ist, als ob ihm das Leben verleidet wäre.“

„Was willst Du Beit?“ entgegnete der Schmied. „Soll ich mich tödten, indem ich Faß- und Radreise schmiede? Für wen? Ich habe keine Tochter mehr, um sie auszusteuern, und für mich und meine Frau haben wir genug, um zu leben.“

Man mußte ihm Recht geben. Wenn dann Jörg so sprach, so geschah es immer mit Ruhe aber mit tiefer Bitterkeit gegen das Schicksal. Indessen war es ihm immer noch ein Räthsel geblieben, warum Therese in

das Kloster eingetreten. Anna hatte dadurch, daß sie ihm die wahre Ursache vorenthielt, ihm einen grausamen Schmerz erspart.

Der Winter kam. Es war eine traurige Zeit. In den langen Abenden saßen sich die Beiden gegenüber am Tische, auf dem die trübeflackernde Oellampe brannte. Anna strickte oder spann. Der Abend verging, aber ohne daß viel gesprochen wurde. So ging es lange Zeit fort. Nicht, daß die Beiden einander nicht mehr geliebt hätten; sie liebten sich vielleicht mehr als je, da sie auf sich selbst angewiesen waren. Aber es fehlte ihnen etwas, in dem ihre gegenseitige Liebe sich begegnete: Therese!

In solchen Augenblicken gab es keinen bessern Trost, als wenn der Eine oder Andere sagte: „Ich gehe morgen nach Säckingen. Willst Du mit?“ Dieser Gang war ein Fest. Die Stadt selbst interessirte nicht. Der Gang galt dem Franziskanerinnenkloster. Am Herzen der Tochter fühlten sich die beiden Alten wieder glücklich.

Der Winter verging. Der Frühling fandte in den Märzblumen seine Vorläufer, der Rhein hatte seine Ufer vom Eise befreit. Fischer und Flößer erneuerten ihre alte Bekanntschaft mit dem nassen Elemente. Eines Tages begegnete Anna am Flußufer dem jungen Roser, der sich etwas zu schaffen machte, als er die Schmiedin daherkommen sah. Es that der guten Frau unendlich leid, wie sie sah, daß die Wangen des Jünglings eingefallen und bleich geworden waren; wie seine Augen so glanzlos sie anblickten und den innern Schmerz des Herzens verriethen. Auch ging er so müde umher, wie der Schatten an der Wand. Es zerriß ihr fast das Herz, den sonst blühenden jungen Mann in diesem Zustande zu sehen.

„Guten Tag, Frau Anna,“ sagte der Flößer. „Immer wohl?“

„Es geht so an, Konrad. Und Du?“

„Ich?“ sagte er mit einem Ausdrücke, an dem man wohl ersah, daß ihm am Leben nicht viel liege, „mir ist es so ziemlich gleich, wie es komme. Ich nehme das Gute wie das Schlimme. Was macht Therese?“

„Vor vier Tagen war ich bei ihr,“ sagte Mutter Anna.

„Und wie geht es ihr?“

„Ganz zur Zufriedenheit, indessen finde ich doch, daß sie merklich geändert hat. Sie magert ab, und das beunruhigt mich,“ antwortete die besorgte Mutter.

„Nun,“ beruhigte der junge Mann, „jetzt kommen die schönen Tage und das wird ihr, wie mir, gut thun.“

„Im Kloster hat sie wenig Genuß von der schönen Jahreszeit.“

„Sie will also das Kloster nicht mehr verlassen.“

„Leider nein,“ entgegnete traurig Anna, die es schon oftmals bereut hatte, daß sie zur Ausführung dieses Gedankens ihre Zustimmung gegeben hatte.

Der junge Mann wandte sich um und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Du hast sie also recht innig geliebt, Konrad?“ fragte Anna mit weicher Stimme.

„O gewiß,“ seufzte er, „ich werde sie nie vergessen!“

Und die Beiden trennten sich, die Traurigkeit und das Leid im Herzen.

*

*

*

Das blasse, magere Aussehen ihrer Tochter hatte für Anna etwas Beunruhigendes. Alle vierzehn Tage ging sie einmal in die Stadt, ihr Kind zu besuchen. Gegen Ende des April sagte einmal Anna zu ihrem Manne: „Es ist mir so sonderbar zu Muth, ich fühle es, Therese ist krank.“ Jörg suchte sie zu beruhigen. Abends erklärte Anna ihrem Manne, daß sie am Morgen in die Stadt gehe; kaum war der Entschluß gefaßt, als auch ein Bote anlangte, mit einem Zettel vom Kloster.

„Euere Tochter ist schwer krank,“ schrieb die Oberin, „es ist mein Wunsch und der ihrer Mitschwestern, daß Ihr sie jedenfalls morgen in der Frühe besuchen möchtet.“

Anna erklärte sofort mit dem Boten gehen zu wollen, Jörg möge dann am Morgen ebenfalls nachkommen, doch den Schmied litt es auch nicht in dem verwaisten Hause; er ging ebenfalls mit. Eine Nonne führte Anna und Jörg in die Zelle der Kranken.

Therese lag da, ruhig und wie eine Christin, voll Glauben und Ergebung; sie schien mit der Welt und ihren Gebrechen vollständig abgeschlossen zu haben und war zum Sterben bereit. Als sie aber den Vater und die Mutter auf ihr blasses Antlitz herunterblicken sah, da glänzten ihre Augen noch einmal auf und ein Seufzer bewegte die entfärbten Lippen. Die Pflegeeltern waren gerade zur Zeit angelangt, um noch ihre letzten leisen Küsse zu empfangen. Eine halbe Stunde nachher hatte Therese ihr junges, edles Leben ausgehaucht, nachdem sie noch auf den Heiland am Kreuze gewiesen, den sie in den wächsernen Fingern hielt, von welchem sie die Kraft genommen, das Leben zu überwinden, und wo auch die Eltern ihren Trost holen möchten.

Der Tod der Tochter war für Anna wie ein Donnerschlag, sie fiel ohnmächtig auf die kalten Plattensteine der Zelle hin.

Der Schmied raufte sich die Haare und schoß wüthende, vernichtende Blicke um sich. Sein Schmerz äußerte sich in Wuthausbrüchen, wie wir sie bereits kennen gelernt haben. Er beschuldigte die Oberin, daß das Kloster die Ursache des Todes seiner Tochter gewesen sei. „Gewiß,“ sagte er mit den Ausdrücken der höchsten Entriüstung, „die Entbehrungen, die man ihr auferlegt hat, haben ihre Gesundheit zerstört; sie ist einzig in Folge einer Vernachlässigung von Seite des Klosters gestorben!“

„Beschuldigt Niemanden des Todes eueres Kindes,“

sagte der alte Stadtphysikus, der das Mädchen während seiner Krankheit behandelt hatte und nunmehr, durch solche Aeußerungen zum Sprechen aufgefordert, herzutrat: „Das Uebel, an dem die Tochter gestorben ist, lag schon lange in ihr. In jungen Jahren muß sie einmal einen heftigen Schlag auf die Brust erhalten haben und von daher rührt die Ursache ihres Todes.“

Der Arzt schwieg, aber Schmiedjörg stieß einen dumpfen Schrei aus und krümmte den Rücken, wie wenn ein Zentnerstein ihm auf das Haupt gefallen wäre. Sein Blick begegnete den Blicken Anna's, die bei den Worten des Doctors wieder zu sich gekommen war. Den starren und doch von schmerzhaftem Ausdrücke bewegten Blick seiner Frau vermochte er nicht auszuhalten.

„O ich bin verflucht!“ rief er aus und stürzte aus dem Zimmer der todten Nonne. „Ich habe meine Tochter getödtet! Ich habe meine Tochter getödtet!“

„Der arme Mann!“ sagte eine der dabei stehenden Nonnen, „der Schmerz hat ihn wahnsinnig gemacht!“

„Seine Tochter ist ein Engel,“ sagte die Oberin, „sie wird für ihn beten.“

Anna war am Bette der weißen Rose niedergekniet und schluchzte heftig.

Als sie wieder etwas zu sich gekommen war, äußerte sie den Wunsch, den Leichnam ihrer Pflgetochter in Mumpf beerdigen zu dürfen und that hiefür die nöthigen Schritte. Nur mit Mühe konnte sie die Erlaubniß erhalten; dieselbe erhielt sie hauptsächlich aber aus dem Grunde, weil Schwester Theresia noch nicht eingekleidet worden war. Die ganze Nacht und den Tag hindurch wachte Anna am Bette ihrer Tochter, die gegen Abend eingesargt wurde.

Ein Leichenwagen entführte die Leiche der Stadt. Zwei Nonnen begleiteten ihn, in ihrer Mitte ging Mutter Anna hinter der theuren Leiche her. Wie der kleine Zug über die Rheinbrücke hinausfuhr, stand vor derselben mit

Kreuz und Fahne der Priester mit den Chorknaben im Trauergewand an der Spitze der ganzen Bevölkerung der heimathlichen Pfarrgemeinde, die der geliebten Leiche die letzte Ehre erweisen wollte. Aus den Erstlingen des Maimonats hatten die Schulkinder Kränze geflochten und legten sie nun auf den bescheiden geschmückten Sarg. Dann ging der Zug vorwärts zum Heimathorte, wo die Leiche in dem Friedhose, wie es die Mutter gewünscht, in ihrer Nähe eingesenkt wurde. Am offenen Grabe fand sich auch der Schmiedjörg wieder ein, der die letzte Nacht ruhelos und von Gewissensbissen gequält im Wald und Feld, ohne es zu wissen, herumgeschweift war.

Das letzte Gebet war gesprochen, das letzte Lied verflungen, das Grab stand verwaist, nur Anna und Jörg hielten sich noch klagend am frisch aufgeworfenen Hügel auf.

„Anna,“ sagte der Schmied mit unsicherer Stimme, indem er seine Frau anschaute, „Anna ich bin ein großer Verbrecher, kannst Du mir verzeihen?“

„Ich habe Dir verziehen, Georg, an jenem Tage als Du reumüthig und gebessert zu mir kamst, als ich deine Liebe wieder fand,“ sagte das gute Weib.

„Dank Dir, Dank Anna!“ sagte er und drückte ihr leidenschaftlich die Hand. „Die letzte Nacht trug ich mich mit Todesgedanken!“

„Wie sterben? Nein, Du sollst nicht sterben, Du sollst leben, um mit mir, die da unten ruht, zu beweinen!“

Seit sich die Leute auf dem Kirchhose verlaufen hatten, war noch Einer im Hintergrunde stehen geblieben, der nunmehr vortrat:

„Auch ich werde Therese mit Euch beweinen,“ sagte er.

„Ach der Konrad! Du guter Bursche,“ sagte Anna und bot dem bleichen Jüngling die Hand, „Du hast sie auch recht lieb gehabt, Konrad, ich weiß es.“

„Mehr als mein Leben!“ sagte der junge Mann. „Hier gebe ich Euch an ihrem Grabe das Versprechen,

daß ich nie heirathen werde. An ihr hing meine ganze Seele; sie ist nun todt, ich werde ihr Andenken ehren."

Er hat es auch gethan, der ehrliche Bursche, er blieb unverheirathet und mit ihm verstarb das Geschlecht der Roser.

* * *

Der geneigte Leser denkt gewiß und nicht mit Unrecht: jetzt kann die Geschichte noch nicht fertig sein, denn wir müssen vorerst noch wissen, woher die Therese eigentlich gewesen ist und wie es ihren Eltern ergangen.

Verpflichtet, die Geschichte zu Ende zu erzählen, wäre ich dem Leser schon, aber es ist leider nicht mehr viel zu berichten und die verehrte Leserin wird ohne Zweifel mit dem Ausgang ebenso unbefriedigt sein, wie ich es selbst bin. Immerhin soll das Wenige nicht vorenthalten sein.

Von den Eltern, die das Kind ausgesetzt haben, hat man nie wieder etwas erfahren. Wahrscheinlich war die Herrschaft aus Norddeutschland und mochte in den damaligen kriegerischen Zeiten umgekommen und um ihr Gut gebracht worden sein. Soviel hat der Stiftsverwalter herausgebracht, daß das Handlungshaus, von dem er gewöhnlich seine Gelder für den Schmiedjörg erhielt, durch unglückliche Unternehmungen zu Grunde gegangen war und vielleicht schon lange in der Voraussicht eines Falles auch diese Geldsummen, so unbedeutend sie waren, zu Spekulationen verbraucht hatte. Freilich brauchte der Schmied die hundert Jahresgulden nicht, denn ein halbes Jahr nach Theresens Tod starb er. Das Unglück, das er selbst verursacht hatte, drückte ihn zu Boden. Anna stand nun allein da in der Welt. Ihr Leben verbrachte sie in fortwährenden Arbeiten für die ärmere Klasse, beschenkte die Kinder aus ihrem Vermögen. Hatte ihr der Himmel selbst Kinder versagt, so wollte sie eine Mutter der Armen werden. Sie ward es auch.

